III
6t N. H. 995.

CHRISTOPH GUSTAV VON
auf Neüendettelsau.

Ldw
157
-1-

18 c
55

Vortheile in der Gårtnerey in vermischten Abhandlungen

von

Christ. Joh. Friedr. von Dießkau.
Herzogl. Sächs. Coburg = Saalfeldischen Cammerjunker und gemeinschaftlichen Forstmeister der Herrschaft Römhild.

Erste Sammlung.

Coburg,
bey Rudolph August Wilhelm Ahl,
1779.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Vorrede.

Ist es eine Pflicht, dem Nächsten nach Vermögen zu dienen; so ist es gewiß ein unverzeihliger Fehler, wenn wir unnöthiger Weise aus Dingen Geheimniße machen, deren Entdeckung ihm zum Nutzen und Vergnügen gereichen würde. Nirgends treffen wir dieses häufiger an als bey der Gärtnerey. Oft finden wir in diesem unabsehbarem Felde ungesuchte Schätze, und ein blosser Zufall, ein Ohngefehr zeigt uns Vortheile die dem schärfsten Nachsinnen verborgen geblieben wären. Was für gemeinnützige Folgen würden aus der Bekandtmachung der-

selben herflüssen, und mit welcher Beruhigung wåre der Dank davor einzuerndten, dessen Erwerbung so wenig Mühe kostet. Aber leider ist mehrentheils der Erfinder auch der letzte der sie besitzt. Ich will nicht von solchen reden, denen das Mitwissen anderer in ihren Einkünften Eintrag thun könnte; diese sind, wo nicht ganz, doch wenigstens einigermassen zu entschuldigen, wenn sie die Regel: jederman ist sich selbst die nächste Treue schuldig, ein wenig zu genau ausüben. Was soll ich aber von denen sagen, die durch ihr Geheimmnisvolles Stillschweigen keinen andern Vortheil haben, als diesen, daß eine gute Erfindung niemals von andern benutzt werden kann, bloß darum, weil sie die Besitzer davon sind. Gewiß ein wenig empfehlender Charakter. So dachte ein vortreflicher Reichardt nicht. Zu edel, um aus Gewinnsucht zuschweigen, legte er in seinen

Schriften den Grundstein der Höhe, auf welcher die Gartenkunst in unsern Tagen, weit über den Nebel der alten, Unwissenheit hinweg sieht. Niemals müßen seine Verdieste verkandt werden, und jeder Gartenfreund segne die Asche dieses Rechtschaffenen. Auch in den neuern Zeiten fehlt es nicht an würdigen Männern, deren getreuer Unterricht die besten Gärtner ohne gemahlte Lehrbriefe darstellt. Mögten sie doch mehrere Nachfolger haben, die wo nicht allemal im grossen, doch wenigstens in einzelnen Stücken des Gartenbaues, ihre Naturgemässen Bemerkungen bekannt machten, so würden sie das Vergnügen haben, andern wenigstens einigermassen nützlich gewesen zu seyn. Dieses ist der einzige Grund warum ich dem Leser gegenwärtige Blätter vor Augen lege. Da es mein Vorsatz nicht, ist eine vollständige Anweisung zum Gartenbau zu geben, sondern vielmehr sowohl

die, bey verschiedenen Produkten desselben, vorkommenden Fehler zu verbessern, als auch theils ganz neue, theils noch nicht überall bekandte Vortheile in ihrer Behandlung zu zeigen, so habe ich mich um so viel mehr an keine gewisse Ordnung gebunden, damit ich in den künftigen Sammlungen desto freyere Hand haben mögte, jedesmal die Sachen vortragen zu können, die mir zu Befriedigung der Wißbegierde der Leser den meisten Stof darreichen werden.

Römhild
den 24ten März
1779.

Ver=

Verzeichniß
der in dieser ersten Sammlung befindlichen Abhandlungen.

1) Vom Verpflanzen. Seite 9.

2) Von Erziehung der Gurken. S. 34

3) Von der gelben Viole. S. 50

4) Von der Matronalviole. S. 93

5) Vom Pfropfen. S. 102

6) Von Anlegung einer Landbaumschule. S. 152

7) Anweisung wie Bäume mit voller Wurzel ausgehoben werden können. S. 174

8) Von dem Gartensallath. S. 185

9) Von der Corallenkirsche. S. 199

Vom

Vom Verpflanzen.

Verpflanzen ist nichts anders, als ein Gewächs aus der Erde, in welcher es gestanden hat, herausnehmen, und in andere zu dem Ende wieder einsetzen, daß es sein Wachsthum daselbst fortsetzen solle. Diese Beschäftigung kommt bey allen Arten der Gärtnerey nicht nur im Frühling, Sommer und Herbst fast täglich vor; sondern der rauhe Winter ist sogar nicht gänz davon ausgeschlossen.

Sollte denn aber der Nutzen, dieser Zeit erfordernden Arbeit, von besonderer Erheblichkeit seyn? allerdings; ja ich getraue mir zu behaupten, daß der Gartenbau ohne diese Beyhülfe sehr unvollkommen seyn würde. Wie viele Gewächse

würden wir entweder gar nicht haben können, oder sie erst sehr spät erhalten, wenn wir sie nicht sehr bald im Frühjahr, da noch starke Fröste ihre Aussaat in das freye Land vereiteln, auf warmen Mistbeeten bis zu einer gewissen Grösse erziehen, und sie alsdenn bey erfolgtem warmen Wetter, weiter versetzen könnten. Wie leer würden die Tafeln der Grossen an Melonen, frühen Gurken und Gartensallatköpfen seyn? wo würden wir frühen Blumenkohl, Kohlrabi, Wirsing und andere baldige Gartengemüse, ohne dieses Mittel, vor der gewöhnlichen Zeit herbekommen? Wie würden diejenigen zu recht kommen, die ihre benöthigten Pflanzen nicht selbst ziehen können, sondern sie erst von andern Orten herholen müssen? Wie übel würde der Blumengärtner daran seyn, der von einer starken Aussaat gewisser Blumensaamen, z. E. der Nelken, Aurikuln, Levcoi u. s. w. nur diejenigen Pflanzen die nach Wunsch ausgefallen sind, zu haben

haben verlangt, wenn er sie nicht aus einer grossen Menge geringerer ausheben und in Töpfe versetzen könnte. Ich erspare mehrere überflüssige Beweise von der Nothwendigkeit des Verpflanzens, da dieselbe ohnehin allen die nur einige Kenntniß besitzen zur Gnüge einleuchtet.

Wie nun aber derjenige nicht weislich handelt, der zu Erlangung seines Endzwecks die leichtesten Mittel und kürzesten Wege vorsätzlich vorbeygeht, und durch viele Umschweife, Mühe und Arbeit dazu zu gelangen sucht, eben so wenig lobenswerth, ja unnöthig würden die Bemühungen desjenigen seyn, der alle und jede Gartengewächse verpflanzen wollte. Er würde nicht nur viele Zeit verderben, sondern sich auch würklich Schaden thun. Was würde es vor Nutzen schaffen, wenn man Petersilie. Wurzelwerk, Erbsen, Bohnen und dergleichen, nachdem sie von dem Saamen aufgegangen sind, wieder verpflan-

pflanzen wollte? wenn es nicht gewisse Ursachen, wiewol bey einigen Sorten geschehen kann, nothwendig machen. Es stehen viele in der Meinung, daß aller Gartensallat, der nicht versetzt wird, sondern auf den Ort stehen bleibt, wo er aus dem Saamenkorn aufgegangen ist, weder einen tüchtigen Kopf noch tauglichen Saamen gebe. Dieses ist grundfalsch. Es geschieht freylich oft daß aus dergleichen unversetzten Pflänzen nicht viel wird, das unterbliebene Verpflanzen hat aber nicht die geringste Schuld, weil es weder auf die Festigkeit der Köpfe noch die Güte des Saamens den mindesten Einfluß hat. Beydes erhält seine Bestimmung von ganz andern Ursachen, deren Anzeige ich aber bis an gehörigen Ort verspare. Die Natur der Pflanzen ist so verschieden, daß bey vielen ganz gegenseitige Eigenschaften bemerkt werden. Dieses zeigt sich hauptsächlich bey ihrer Behandlung. Was eine ohne Schaden vertragen kann, das

ist

ist der andern tödlich, und was diese zu ihrem Gedeihen erfordert, das ist jener schädlich. Sollte sich diese Verschiedenheit nicht auch bey dem Versetzen äussern? Allerdings. Wir haben Gewächse die auch die allerübelste Mißhandlung vertragen; wenn ihre Wurzeln nur einigermassen wieder mit der Erde vereiniget werden, so wachsen sie wieder ein. Dieses sehen wir an der Plage der Gärtner, an den leidigen Quecken. Wenn diese nur bloß auf der Erde liegen, und von heissen lang anhaltenden Sonnenschein völlig ausgetrocknet zu seyn scheinen, so werden sie von dem ersten Regen gleichsam vom Tode wieder auferweckt, und grünen so schöne hervor, als wenn sie mit sorgfältiger Hand gepflanzt worden wären.

Andere Pflanzen sind zärtlicher. Sie erfordern mehrere Behutsamkeit sowol bey dem Versetzen selbst, als auch bey ihrer fernern Verpflegung. Wird dabey etwas

was versäumt ehe sie wieder gehörig eingewurzelt haben und bekliebe sind, so verderben nicht allein viele davon, sondern es werden auch diejenigen, die noch das Leben mit genauer Noth davon bringen, in ihrem Wuchs anfänglich sehr zurückgesetzt.

Eine dritte Sorte verzeiht auch nicht den mindesten Fehler, den der Gärtner bey ihrer Versetzung, oft ohne ihn einzusehen, begeht. Die Gewächse welche in diese Classe gehören, erfordern alle mögliche Behutsamkeit, sonst ist ihre Verpflanzung den vergeblichen Unternehmungen beyzuzählen. Ein Glück ist es, daß die vorzüglichsten und häufigsten Gartenprodukte nicht von dieser Art sind, sonst würden wir derselben sehr wenige, oder gewiß mehr gute und geschickte Versetzer haben.

Aus dem, was ich jetzt angeführt habe, ist die natürliche Folge herzuleiten, daß,

wenn

wenn die verschiedenen Pflanzengeschlechte mehr oder weniger zärtlich im Verpflanzen sind, es auch nicht unumgänglich nothwendig sey, sie ohne allen Unterschied auf einen Fuß zu behandeln. Es werden derowegen die Gattungen welche es vertragen können zwar in möglichster Geschwindigkeit, jedoch auf eine ihnen zuträgliche Art versetzt; eine grössere Sorgfalt hingegen gehört vor die zärtern.

Die bisher üblich gewesenen Verpflanzungsarten der Garten- und Blumengewächse sind diese

1) Ohne daran bleibende Erde
2) Mit den Ballen. Hierdurch wird verstanden, daß die Wurzeln entweder gar nicht, oder doch nicht völlig von der daran fest sitzenden Erde entblößt werden.

Die erste Methode gehört vor die härtern Gewächse als Kohl- Kraut- Kohl-

rabi-

rabi- Sallat- und dergleichen Pflanzen. Diese werden aus den Kasten oder Beet wo sie, vom Saamenkorn an, eine gewisse Höhe erreicht haben, herausgezogen, und damit dieses ohne zu grossen Verlust der Wurzeln geschehen könne, wird die Erde, wenn sie nicht recht locker und mild ist, einige Zeit vorher hinlänglich begossen. Sind die Wurzeln zu lang als daß man ihnen bey dem Einsetzen ohne Mühe eine gehörige Lage geben könnte, so werden sie ein wenig eingestuzt. Hierauf wird mit der Hand, oder regelmäsiger mit dem Pflanzholz an den Ort wo man das Gewächs wieder hinsetzen will, ein Loch in behöriger Weite und Tiefe gemacht, die Pflanze hineingestellt, und die Erde ein wenig an die Wurzel angedruckt. Letzteres muß mit Behutsamkeit geschehen, damit sie nicht zerquetscht werden. Wird nun das Begiessen, welches sogleich nach dem Setzen erfolgen muß, wenn die Erde nicht vor sich Feuchtigkeit genug hat, nicht

ver-

verabsäumt, und bey trockner Witterung täglich ein- auch zweymal wiederholt, so bekleiben die Pflanzen und fangen auch bald an zu wachsen.

Das Versetzen mit dem Ballen verrichten die Gärtner gemeiniglich bey zärtern Gewächsen folgendermassen: Es wird die Pflanze entweder mit dem Grabscheid oder mit dem Melonenheber also ausgehoben, daß die Erde soviel möglich daran bleibt. Hierauf wird sie in einen Blumentopf oder in die vor sie auf einem Beet zubereitete Grube behutsam gesetzt, dieselbe mit Erde ausgefüllt und begossen. Daß diese Versetzungsart ziemlich langweilig und mühsam sey, erhellet aus ihrer ganzen Behandlung. Man bedienet sich derselben also nur im Nothfall.

Ist denn nun wol diese jetzt beschriebene Art unverbesserlich? keinesweges. Dem ersten Anschein nach sollte man glauben,

ein mit voller Erde versetztes Gewächs könne von dem Verpflanzen gar keine Empfindung haben; allein die Erfahrung, die schon so viele irrige Meinungen über den Haufen geworfen hat, zeigt auch hier das Gegentheil. Sehen wir nicht häufig, daß eine Menge von Pflanzen, die auf diese kunstmäsige Art versetzt worden sind, entweder gar verderben, oder doch einer ganz besondern Pflege und Wartung ohnerachtet, viele Zeit erfordern, ehe sie sich nach und nach wieder erhohlen; der sicherste Beweis, daß ihre Wurzeln einen merklichen Schaden gelitten haben; dieses können nicht alle Gewächse vertragen. Wie ist dieses aber möglich? Sehr leicht, denn die mehresten Pflanzen haben weit längere Wurzeln, als man insgemein glaubt, wenn sie zumal schon eine ziemliche Grösse erreicht haben. Je weiter sich dieselben nun von ihrem Ursprung entfernen, desto feiner und zarter werden sie, sie reissen also zuverlässig ab, wenn das Gewächs mit einem Instru-

strument ausgehoben wird. Auch in der lockersten Erde müssen sie Schaden leiden, weil sie der Schwere derselben nicht Widerstand thun können, sobald sie aus ihrer Lage gebracht werden. Wird nun bey dem Ausheben mit dem Grabscheid der Umfang nicht recht weit genommen, so ist der Schaden doppelt, weil dieses auch viele von denen Wurzeln die wol nicht abgerissen wären, entzwey sticht. Ist nun überdies der Boden steinig, so ist es in der That kein Wunder, wenn durch desselben Gegendruck, nicht allein Hauptwurzeln, sondern auch die Pflanze selbst, soweit sie in der Erde steht, zerquetscht wird.

Hierzu kommt noch dieses, daß sehr oft ein oder das andere Stück Erde aus dem untersteſten Theil des Ballens herausfällt, wodurch Höhlen entstehen, in denen viele Wurzeln sichtbar werden; werden diese nun bey dem Einsetzen nicht wieder völlig mit Erde ausgefüllt, so müssen die blos

sen Wurzeln verschimmeln und anfaulen; dadurch aber muß die Pflanze ohne Hülfe mit der Zeit zu Grunde gehen. Das Ausheben mit dem Melonenheber ist noch unschicklicher; denn wenn ich mich des Grabscheides bediene, so hängt die Grösse des Ballens, den ich der Pflanze lassen will, mehrentheils von meiner Willkühr ab; hier aber bestimmt sie die Weite dieses Instruments. Ich will nichts von solchen Gewächsen erwehnen, die krum gewachsen sind, und durch diese oder jene Veranlassung ihre Wurzeln mehr auf die eine als auf die andere Seite getrieben haben; auch bey denen gerade und ordentlich gewachsenen müssen alle Wurzeln, die über den Umfang des Melonenhebers hinausreichen, abgedrückt und zerquetscht werden. Wie wohl endlich der Druck durch das Zumachen desselben denen übrigen sämmtlichen Wurzeln bekomme, das sieht man an den hängenden Blättern frisch versetzter Melonen und Gurken, die der theure

Melo-

Melonenheber so herzhaft angepackt hatte. Gewiß der Erfinder desselben hat keinen sonderlichen Dank, geschweige eine Heckatombe, verdient. Dem ohnerachtet ist diese fehlerhafte Versetzungsart durchgängig im Gebrauch.

Haben wir denn aber eine bessere Weise Gewächse zu versetzen? Allerdings. Die Natur derer Pflanzen giebt sie selbst an die Hand, folgen wir nun diesem Leitfaden, so sind wir vor allen Irrwegen sicher.

Die Wurzeln aller Gewächse sind überall mit Erde umgeben, und mit derselben auf das genaueste verbunden, ohne davon gedrückt zu werden. Hierdurch sind sie im Stande, die benöthigten Nahrungssäfte, indem sie durch ihre zarte Rinden durchdringen, der Pflanze mitzutheilen. Wird dieses nun bey dem Versetzen gehindert, welches geschieht wenn die Wurzeln zu sehr beschädigt werden, oder wenn

sie in einer unordentlichen Lage zusammengedrückt sind, daß der Saft durch die verengerten ja völlig verstopften Saftröhren nicht mehr aufsteigen kann; dieses erfolgt auch wenn die Erde zu fest angedrückt wird; imgleichen wenn einige Wurzeln hohl liegen und deswegen verschimmeln; so muß es das Gewächs entgelten. Es verdirbt entweder ganz, oder wird doch so lange am Wachsthum verhindert, bis es andere Wurzeln getrieben hat, die ihm wieder hinlängliche Nahrung verschaffen können.

Soll nun das Gerathen verpflanzter Gewächse nicht einem mißlichen ohngefehren Zufall überlassen seyn: so ist zu Erlangung unsers Endzwecks dieses der richtigste Weg, wenn wir ihre Wurzeln in solche Umstände versetzen, die mit denen worinn sie sich vor der Verpflanzung befanden, eine Aehnlichkeit haben; das ist: wir müssen sie ihnen entweder alle, oder

doch die meisten unbeschädigt lassen, und sie auf so eine Art in die Erde bringen, wie es ihrer Natur am angemessensten ist.

Sollen Gewächse an den Wurzeln nicht beschädigt werden, so ist es gewiß nicht einerley, wie sie ausgehoben worden, sondern es gehört in der That viele Vorsicht dazu. Ich habe oben, wo vom Versezzen solcher Pflanzen die Rede war, an deren Wurzeln keine Erde gelassen wird, erwehnt, daß die Erde auf dem Pflanzenbeet locker seyn müsse, und daß sie, im Entstehungsfall, durch starkes Angiessen dahin gebracht werde, daß man die darinnen stehenden Gewächse herausziehen könne. Ich habe aber gleichfalls angeführt, daß nur solche Arten, die nicht unter die zärtlichen gehören, auf diese Weise behandelt werden können. Diese vertragen einen merklichen Verlust von Wurzeln, wenn sie nur die gewöhnliche Grösse nicht überschritten haben, in welcher man

sie gewöhnlicher Weise versetzt. Nach einer kurzen Trauer haben sie schon wieder viele neue Wurzeln angesetzt, und wachsen alsdenn durch deren Beyhülfe weiter fort.

Wollte ich mit den zartesten Gewächsen bey dem Ausheben auf eben diese nur erwehnte Art verfahren, so würde es sehr gefehlt seyn. Diese erfordern eine ganz andre Behandlung. In diese Classe rechne ich diejenigen, die wässerig und von glasartiger Beschaffenheit sind, als Gurken, Melonen, Balsaminen und einige andere. Diese werden, wenn sie fortgesetzt werden sollen, welches bey den Melonen jederzeit geschieht, niemals in das freye Land gesäet, sondern auf dem Mistbeet aus dem Saamen gezogen. Haben sie hier eine gewisse Höhe erreicht, und das Beet hat seine erforderliche Wärme verloren, so werden sie in ein frisches gebracht.

Hier

Hier erleichtert die immer lockere milde Erde das Ausheben ungemein. Es wird folgendermassen damit verfahren: In einiger Entfernung von der Pflanze räume man die Erde rund um sie herum ein wenig hinweg, fahre hierauf mit der Hand so tief unter die Wurzeln hinunter, als nöthig erachtet wird, und hebe das Gewächs also sachte heraus. Im Gartenlande geht dieses nun freilich nicht an, es muß da das Grabscheid zu Hülfe genommen, und dahin gesehen werden, daß der Pflanze kein Schade zugefügt werde. Dieses kann dadurch vermieden werden, wenn man sie in einem hinlänglichem Umkreis und gehöriger Tiefe aushebt. Doch ist es hier allemal mißlicher und mühsamer als in dem Mistbeet.

Ist das Gewächs ausgehoben, so ist es am besten, wenn die Erde miteinander herunterfällt, weil die ganze Wurzel alsdenn in den frischen Boden kommt und

also ungleich bessere Nahrung einsaugen kann. Sollte aber, wie es bey solchen Pflanzen die in schwerem Lande gestanden haben, zu geschehen pflegt, etwas Erde an den Wurzeln hängen bleiben, so schadet es auch nichts. Man lasse sie lieber daran, weil durch gewaltsames Abreissen mehr Schaden verursacht werden würde.

Die Wurzeln werden nicht beschnitten. Das Gartenmesser hat also hierbey nichts zu thun, weil dessen Beyhülfe mehr schädlich als nützlich ist. Weit nöthiger ist es, die dergestalt ausgehobene Pflanze so geschwind als möglich wieder einzusetzen, weil die Rinde ihrer Wurzeln sehr zart ist, und von der freyen Luft leicht ausgetrocknet wird, wenn sie derselben zu lange ausgesetzt bleibt. Andere Gewächse können, bey einiger Verwahrung, eine ziemliche Zeit lang, ausser der Erde frisch erhalten werden; diejenigen aber, von denen hier

die Rede ist, wollen sogleich wieder eingesetzt seyn.

Das Pflanzen selbst wird also verrichtet. Die Grube, in der das Gewächs seinen künftigen Stand erhalten soll, wird am besten schon vor dem Ausheben etwas geräumiger gemacht, als es vor nöthig erachtet wird. In diese halte ich die Pflanze mit der linken Hand hinein, streue lokkere Erde mit der rechten behutsam auf die Wurzeln, und lege diese zu gleicher Zeit zu recht, daß sie weder aufeinander noch krum zu liegen kommen.

Bey grossen ziemlich stark bewurzelten Pflanzen wird, wenn ein Theil Wurzeln mit Erde bedeckt ist, eine Quantität Wasser stark darauf gegossen, und alsdenn mit dem Bedecken fortgefahren. Steht alsdenn das Gewächs in der Erde wie es sich gehört, so bekommt es noch einen starken Guß. Sind die Pflanzen

klein

klein, so ist das Giessen nicht eher nöthig bis sie völlig gesetzt sind; alsdenn aber ist der Guß ohne Aufschub, und zwar in dem Maaß zu verrichten, daß die lockere Erde, (je trockner und staubiger sie ist, desto schicklicher ist sie,) dadurch zu einem Schlamm aufgelöst wird, und sich, indem das Wasser in den Boden hinunter zieht, auch an die allerkleinsten Würzelgen recht anlegt.

Hier höre ich die Einwendung: es können nicht alle Garten- und Blumengewächse viele Nässe vertragen, es findet also diese Versetzungsart bey solchen nicht statt. Allerdings. Es ist zwar nicht zu leugnen daß verschiedene Pflanzengeschlechte durch nichts leichter zu Grunde gerichtet werden können, als durch zu viele Feuchtigkeit; es ist aber ein Unterschied unter solchen Gewächsen zu machen, die schon lang in der Erde gestanden haben, und unter solchen die erst eingesetzt werden. Die Wurzeln

der

der letztern sind, dadurch daß sie der freyen Luft ausgesetzt gewesen sind, wenigstens einigermassen geschwächt worden; diesen ist das Wasser eine stärkende Arzeney.

Wer die Probe machen will, nehme einen Levkoistock, zu der Zeit wenn die gefüllten aus dem Lande in die Töpfe gebracht zu werden pflegen, er werfe alle Erde von denen Wurzeln hinweg, und schlämme ihn mit so vielem Wasser ein, daß dasselbe oben und unten aus dem Topf häufig herausläuft: so wird er sehen, daß ohnerachtet dieses Gewächs nur wenig Feuchtigkeit vertragen kann, dieser Stock, wenn er anders Wurzeln genug hat, und sich die Löcher im Topf nicht verstopfen, daß das Wasser wieder ablaufen kan, nicht nur eben so gut gerathen, sondern seine Blätter noch eher wieder aufrichten wird als ein andrer, der mit voller Erde versetzt worden ist.

Könnte denn die Vereinigung der Wurzeln mit der Erde durch ein sanftes Andrücken nicht eben so gut zuwege gebracht werden? Nein. Eben so gut nicht. Denn die welche nicht aneinandergewachsen sind kommen aufeinander zu liegen, daß eine die andere hindern muß; überdieß werden die längern oft einigemal zusammengebogen, daß der Lauf des Saftes nothwendig dadurch gehemmt wird. Zwischen den stärkern Wurzeln bleiben endlich höchst schädliche Zwischenräume, die nur alsdenn erst, aber leider oft zu spät, ausgefüllet werden, wenn sich die Erde nach und nach setzt. Bey dem Einschlämmen hingegen wird die Erde durch das Wasser dergestalt an alle Orte geführt, daß nicht die geringste Höhle bleiben kann. (Daß ich hier nur von trockner klarer Erde rede, wird leicht einzusehen seyn, denn mit grober schmieriger Erde eben dieses bewirken zu wollen, wäre vergeblich.) Ueberdies werden die Wurzeln nicht mehr belästiget,

als

als die Schwere der auf ihnen liegenden Erde ausmacht. Sie können also ihre Dienste von dem ersten Augenblick an ohngehindert thun und geniessen die zum Wachsthum der Pflanzen erforderliche Sonnenwärme weit besser als wenn die Erde darüber vest zusammengedrückt wäre. Daß ein solchergestalt versetztes Gewächs, auch ohne alles Andrücken, vest im Boden stehe, davon kann sich derjenige leicht überzeugen, der es, wenn sich das Wasser eine kurze Zeit in den Boden gezogen hat, wieder herauszieht. Er wird finden, daß es weder fester noch lockerer steht, als es nach Beschaffenheit seiner Wurzeln, die es halten müssen, stehen soll.

Der untrüglichste Beweis, daß diese Versetzungsart, die ich von den Bäumen entlehnt, und mit dem glücklichsten Erfolg auch bey andern Gewächsen in Ausübung gebracht habe, die zuverlässigste und der Natur der Pflanzen am angemessen-

sten

sten sey, ist wol dieser: es zeigt nemlich die Erfahrung, daß mehrere Sorten, die auf andere Weise fast gar nicht zu verpflanzen sind, oder doch viele Zeit und besondere Pflege verlangen, wenn sie sich wieder erhohlen sollen, es wenig ja oft gar nicht empfinden, daß sie versetzt worden sind, wenn es nach oberwehnter Art geschehen ist. Manche trauren entweder gar nicht, auch denn wenn die Verpflanzung in der allergrößten Sonnenhitze geschehen, und ihnen nicht die mindeste Decke zum Schutz gegeben worden ist; andere aber, die vor dem Versetzen schon einigermassen geschwächt waren, richten doch ihre hängenden Blätter in kürzerer Zeit, als sonst gewöhnlich ist, wieder auf. Dieses ist eine natürliche Folge von der guten Beschaffenheit ihrer Wurzeln, die ihre Dienste ohne Hinderniß leisten können, und nicht erst auf den Anwuchs jüngerer warten müssen.

Ist diese jetzt empfohlne Art Gewächse zu verpflanzen, den zartesten ersprießlich, welchen ich noch das Belvedere und den Mohn beysetze, von denen bekannt ist, daß sie sich nicht gern verpflanzen lassen, so ist sie gewiß auch bey härtern Sorten von nicht geringen Nutzen, ob sie gleich etwas mühsam scheint. Ich habe dabey folgende Vortheile:

1) Bey dem Einschlämmen bin ich gewiß versichert, daß alle Pflanzen, wenn sie anders gesund sind, gerathen müssen.

2) Kann ich bey der trockensten Witterung und zu allen Stunden des Tages setzen, und brauche nicht erst Regenwetter oder die Abendstunde abzuwarten.

3) Kann das nachherige Giessen im Nothfall ersparet werden, als welches, z. E. bey Krautpflanzen auf dem Felde sehr beschwerlich ja oft unmöglich ist; denn ein eingeschlämmtes Gewächs, das ge-

hörige Wurzeln hat, ist gleich vom Anfang an so eingewurzelt, als wenn es nicht versetzt worden wäre.

4) Können Pflanzen über die gewöhnliche Grösse, wenn sie nur eine proportionirliche Anzahl Wurzeln haben, versetzt werden.

Verlangen wir noch mehr?

Von Erziehung der Gurken.

Unter die gewöhnlichen Klagen der Freunde des Küchengartens, gehört hauptsächlich die: ich kriege keine Gurken. Einem wollen die Kerne nicht aufgehen, er legt drey- bis viermal frische, sie werden aber allemal von den Würmern in der Erde gefressen. Dem andern sind sie erfroren, und dem dritten wollen sie sich nicht recht arten; die Stöcke sehen elend aus und die Früchte noch elender. Wenn wir diesen Beschwerden recht auf den Grund sehen wol-

wollen, so wird sich finden, daß die mehresten an dem Mißrathen dieser Gewächse entweder selbst Schuld sind, oder doch denen widrigen Zufällen auch da nicht abzuhelfen suchen, wenn es gleichwol in ihrem Vermögen steht. Ich will beydes erklären:

1) Derjenige, welcher darüber klagt, daß die Gurken bey ihm nicht wachsen wollen, ist selbst Schuld daran, wenn er sie an den unrechten Ort des Gartens, oder auf ein unschickliches Land bringt, daß nicht von solcher Beschaffenheit ist, wie es dieses Gewächs zu einem gedeihlichen Wuchs verlangt, und sie noch überdieß ganz unrecht behandelt. Es erfordert die Gurke einmal viele Sonne. Wird sie nun in einen Winkel des Gartens versteckt, wo dieselbe des Tages über kaum einige Stunden hinscheint, oder unter Bäume und zwischen hohe Gewächse, als Erbsen und

Bohnen, die ihren Schatten darauf werfen, so kann unmöglich etwas tüchtiges daraus werden; wenn sie gleich einige Früchte ansetzen, so erreichen diese doch niemals ihre gehörige Grösse.

Zweytens will sie ein gutes wohlgedüngtes Land haben. Steht sie nun auf einem magern von andern Gewächsen schon ausgesogenen Ort, so bleibt sie sitzen. Ihre Ranken laufen nicht, es sieht also auch mit den Früchten mißlich aus; hängt sich ja an den Spannen langen Pflanzen eine Frucht an, so bleibt sie klein, wird rund wie ein Apfel und vor der Zeit gelb.

Dritttens will sie bey trocknen warmen Wetter oft ja täglich begossen seyn, sonst will es mit ihrem Wuchs ebenfalls nicht fort.

Viertens muß sie, besonders in schweren Boden, einigemal behackt werden, weil das Land von den vielen Begiessen zu fest und hart wird. Man bemerkt es deutlich daß sie nach dem Behacken gleich freudiger wachsen.

Fünftens muß sie Raum haben. Auf einem Gartenbeet von vier Schuh breite darf nur eine Reihe, und die Pflanzen nicht näher als sechs Zoll an einander stehen. Wenn sie erwachsen sind, so werden ihre Ranken dennoch das ganze Beet nicht nur bedeckt haben, sondern noch darüber hinausgelaufen seyn. Wenn aber, wie nur gar zu häufig geschieht, auf ein Beet, das nicht einmal oberwehnte Breite hat, drey Reihen gemacht, und diese so dick besäet werden, daß die Pflanzen einander bey dem Aufgehen schon berühren, so kann ohnmöglich etwas daraus werden. Ein gewisser säete zwey Pfund

Kerne auf ein Beet, und kriegte doch keine Gurken. Wer also in diesen angeführten Punkten fehlt, hat das Mißrathen dieses Gewächses sich ganz allein beyzumessen.

2) Die widrigen Zufälle die den Gurkenbau oft deswegen ganz vereiteln, weil wir ihnen nicht sorgfältig genug vorbeugen, sind Würmer, Schnecken und spate Fröste. Mit beyden ersten sind besonders die Orte, die schweren Boden haben, mehr geplagt als die Sandländer; doch sind die Jahre unterschieden. Manchesmal geht die Gurkensaat auch im schwerem Felde gut von statten, oft aber ist es nicht möglich eine Pflanze davon zu bringen, wenn man in Absicht ihrer Erziehung bey der bisher üblichen Gewohnheit bleibt. Die Kerne mögen trocken gelegt, oder vorher bis sie keimen in Wasser eingeweicht worden seyn, so werden sie allemal ausgefres-

gefressen, daß man bey dem Nachsuchen nur die leeren Hülsen findet. Kommt hier oder da dennoch eine Pflanze zum Vorschein, so sind die nackenden sowol als die Häuserschnecken gleich darüber her, und fressen sie weg. Bleibt die Saat vor diesem Uebel verschont, und es kommt noch ein spater Reif und Nachtfrost, so ist Hopfen und Malz verloren. Da stehen die Gärtner. Einer kratzt sich hinter den Ohren, der andere runzelt die Stirn, der dritte brummt, und der vierte sagt gar nichts, sondern sieht die erfrornen Pflanzen mit unverwandten Augen an, als wenn er sie mit seinen Blicken wieder beleben wollte. Lauter komische Figuren, deren Schilderung die Wände eines Gartenhauses ganz artig zieren würden. Wer ist denn nun wohl an dem Uebel schuld? Niemand als der Gärtner selbst, der einmal um bald Gurken zu kriegen, und zweytens aus

Furcht vor den schädlichen Thieren, die, je weiter es in den Sommer hineinkommt, immer gefährlicher werden, die Kerne zubald gelegt hat.

Was ist denn aber nun zu thun, wenn man dergleichen verderblichen Ereignissen vorbeugen will? Man muß von der gewöhnlichen Zucht ganz abgehen. Die Pflanzen müssen in Ermangelung eines Mistbeetes in Blumentöpfen gezogen und hernach versetzt werden. Obangeführte widrige Zufälle brachten mich auf die Gedanken: sollte es nicht angehen ganz junge Gurkenpflanzen auf die Art wie die Bäume, vermittelst des Einschlämmens zu versetzen? Ich machte die Probe, diese fiel mir erwünscht aus. Bey dieser Gelegenheit fand ich daß das Einschlämmen bey der Versetzung aller Gewächse vortheilhaft sey. Andere Gartenfreunde; die vorher an ihrem Gurkenbau eben so wenig Freude erlebt hatten als ich, folgten mir nach;

und

und nun sind wir unsers Wunsches vollkommen gewähret. Niemals werden wir die Erziehung dieses Gartenprodukts wieder nach der vorigen Weise anstellen; weil wir lieber den alten Schlendrian als die Gurken missen wollen.

Zu Vermeidung einer verdrießlichen Wiederholung könnte ich den Leser auf die Abhandlung, wo von dem Verpflanzen derer Gewächse überhaupt die Rede ist, verweisen, weil ich das Einschlämmen da so deutlich als möglich beschrieben habe. Allein es kommen hier noch einige Vortheile vor, die ich nothwendig anzeigen muß, wenn ich meinen Endzweck, jedermann nützlich zu seyn, erreichen will. Ich zeige also die ganze Cultur, die folgendermassen anzustellen ist.

Nicht eher als in der andern Hälfte des May, ja noch gegen das Ende desselben, fülle ich Blumentöpfe mit der allerlockersten

sten Erde, ohne mich darum zu bekümmern ob sie fett oder mager sey. (Die Folge wird zeigen daß dieses einerley sey.) Diese belege ich mit uneingeweichten Gurkenkernen die von grossen recht langen, nicht aber von kurzen dicken Gurken gesammelt sind, so dick, daß die Kerne einander fast berühren, und bedecke sie kaum Messerrückens dick mit eben dieser Erde. Eine dickere Decke dürfen sie nicht bekommen, denn weil sie nahe aneinanderliegen, so heben sie die Erde bey dem Aufgehen gemeinschaftlich auf, daß es aussiehet als wenn ein Maulwurf im Topf gewühlt hätte, sie würden also bey einer mehreren Beschwerung von Erde nicht herauskommen können. Diese Töpfe werden so stark begossen, daß das Wasser häufig aus den Abzugslöchern herausdringe. Besser ist es wenn die Befeuchtung vorhergeschieht, und die Kerne auf die nasse Erde gelegt werden, weil sie das Wasser sonst übereinander herschwemmt. Alsdenn

denn bekommen sie ihren Stand entweder auf einem nicht zu warmen Ofen oder hinter dem zugemachten Fenster eines Gemaches, wo sie die Sonnenstrahlen geniessen können. Sollte die obere Erde zu trocken werden, so wird sie nur ein wenig besprützt um sie feucht zu erhalten. Die untere ist von dem ersten starken Guß noch naß genug. Sind nun die Kerne nicht zu alt, und haben einen hinlänglichen Grad Wärme, so werden sie in ein paar Tagen schon anfangen aufzugehen. Zeigen sich nun mehrere, so gebe ich ihnen am Tage freye Luft, des Nachts aber mache ich die Fenster wieder zu. Solchergestalt werden diese Kerne bey anhaltender Wärme schon den fünften Tag, und wenn sie vorher 24 Stunden in Wasser gelegen haben, noch einen Tag eher aufgegangen seyn, und zum Versetzen fertige Pflänzgen geliefert haben. Nun wird auf einem vier Schuh breiten Beet das die volle Sonne hat, und wohl gedüngt ist, in der Mitte ein Graben

ben gezogen, hierauf stürze ich den Topf an einem schattigen Ort, wo die Sonne die Pflanzen nicht so bald welck machen kann, dergestalt in die hohle Hand um daß den Pflanzen kein Schade geschieht. Fällt der Ballen nicht von selbst auseinander, so kann durch sanftes Drücken immer ein Stück nach dem andern, ohne Beschädigung der Wurzeln, weil die Erde locker ist, davon abgesondert werden. Aus diesen einzelnen Stücken werden die Pflänzgen mit voller Wurzel heraus gezogen. Diese sind, ohnerachtet die Pflanze selbst nur zwey Blätter hat, doch schon so lang daß sie den Boden des Blumen Topfs zum Theil erreicht und auch bereits viele Seitenwurzeln haben.

Von diesen Pflanzen nehme ich auf einmal nur 20 Stück; die andern müßen nicht eher von Erde entblößt werden, bis man sie auch braucht. Hiervon lege ich

alle 6. Zoll weit ein Stück in den Graben; alsdenn hebe ich die erste bey einem Blat auf, und halte sie in der Richtung wie sie stehen soll; mit der andern Hand bestreue ich die Wurzel, welche dem Graben nach, horizontal hingelegt wird, mit sehr klarer Erde, die man, im Fall die Erde des Beetes zu grob ist, bey der Hand haben muß. Die zweyte Pflanze wird eben so behandelt; und als denn der Zwischenraum sogleich mit der Erde des Beetes ausgefüllt, welche aber eben so wenig als die klare, womit die Wurzeln bedeckt wurden, angedrückt werden darf. Solchergestalt wird fort gefahren, bis die 20. Stück alle stehen Nun dürfen nicht erst mehrere Pflanzen geholt und gesetzt werden, sondern diese müßen sogleich einen gewöhnlichen Garten Gießer voll Wasser bekommen, damit sie nicht welck werden; denn dieses Gewächs kann den Mangel der Feuchtigkeit viel weniger vertragen als andere. Haben sie aber diese

Er-

Erfrischung bekommen, so können sie sich schon so lang damit behelfen, bis das Beet völlig besetzt ist. Als denn aber werden sie so lange begoßen, bis das Wasser nicht mehr einziehen will, sondern eine Weile stehen bleibt oder fort fließt. Dieses ist das Zeichen daß sie nun hinlänglich eingeschlämmt sind. Bey anhaltenden trockenen Wetter hat ein ziemlich großes Beet wohl 40 Gießer voll Wasser gekriegt.

Gurcken, die auf diese Weise versetzt werden, dauren gar nicht, wenn es auch gleich in der grösten Hize geschieht. Ich habe vielmehr bemerkt, daß die, welche ich in den Mittagsstunden, eines recht heißen Tages, verpflantzte, in 24. Stunden schon zugenommen hatten, da es hingegen bey kühlen Wetter nicht daran zu sehen war. Die Würmer können hier die Kerne nicht ausfreßen, weil keine in das Land gelegt werden, und die nak-

enden Schnecken sind ihnen bey weiten nicht so gefährlich als denen auf dem Beet aufgegangenen; weil die Pflanzen, die im Topf gezogen worden sind, wegen Mangel hinlänglich freyer Luft; und durch zu nahe Nachbarschaft getrieben, langstielig werden. Es liegen also ihre Blätter nicht auf dem Boden auf, wo sie diese Feinde erreichen und benagen können. An den Stielen kriegen sie auch nicht gerne hinauf, weil sie ihnen vielleicht zu rauch sind. Den großen Häuserschnecken kann, durch öfters Hinwegschaffen, sehr leicht Abbruch gethan werden, käme noch im Anfang des Junii ein Frost, wie wohl bisweilen, zum Glück aber nicht oft geschieht, so sind zwar diese Pflanzen verlohren; in fünf bis sechs Tagen aber können wieder andere da stehen. Durch nochmahliges Legen der Kerne in das Land, kann dieses nicht so geschwind bewirckt werden. Ja man würde von einer so späten Saat aus dem

Grun-

Grunde sich nicht viel zu versprechen haben, weil vor den alsdenn schon ziemlich erwachsenen Schnecken, keine Pflanze sicher seyn würde.

Als eine nützliche Erinnerung finde ich folgendes noch anzuführen nöthig. Es pflegt oft zu geschehen, daß die Versetzung der Gurckenpflanzen, wegen übler Witterung oder durch andre Hinderniße nicht zu gehöriger Zeit vorgenommen werden kann. Dieses schadet im Grunde nichts, wenn es auch acht bis zehn Tage verschoben wird; die Pflanzen werden zwar, ohne die Wurzel, oft Fingers lang, weil sie sehr enge beysammen stehen; haben sie aber Tag und Nacht in freyer Luft gestanden, welches in diesem Fall nöthig ist, so bringt es ihnen keinen Nachtheil. Bey dem Setzen muß nur dahin gesehen werden, daß man sie tief genug in die Erde bringt, so daß ihre zwey Blätter ohngefehr einen Zoll von dem Boden entfernt blei-

bleiben. So lang versetzet Pflanzen pflegen zwar etwas zu trauern; des folgenden Morgens aber stehen sie schon wieder frisch und aufgerichtet da; auch geben sie im Wuchß und Fruchtbarkeit den andern nichts nach.

Es könnte Jemand einwenden: warum müßen denn die Gurckenpflanzen eben in Töpfen gezogen werden, könnte man denn nicht auch welche aus dem Lande nehmen, wo sie oft zu dick stehen? Wenn sie ohne Beschädigung der Wurzel auszuheben sind, so geht es freylich an. Dieses wird aber wohl schwehrlich angehen. Wenigstens ist es mit vieler Mühe und Gefahr derer, die stehen bleiben sollen verknüpft. Von der Schädlichkeit der Verpflanzung mit dem Melonenheber habe ich in der vorhergehenden Abhandlung das nöthige schon gesagt. Wer lieber Gärtnermäßig als gut versetzen will kann sich deßelben bedienen.

Wer sich wollte einfallen laßen, die Gurcken wie Kohl Salat und andere harte Gewächse, durch Andrückung der Erde zu verpflanzen der wird den Schaden davon bald gewahr werden. Ihre Wurzeln sind viel zu zart. Nicht nur kleine in der Erde befindliche Steingen, sondern der bloße Druck würde sie verlezzen. Eben deswegen hielte man sonst ihre Versetzung vor sehr mißlich, weil man keine andere Methode wuste. Wie leicht und zuverläßig ist sie aber nicht nach jetzt beschriebener Art.

Von der gelben Viole.

Die gelbe Viole Flos Keiri auch Levcoium luteum braucht keines Lobredners, sie empfiehlt sich selbst als eine Zierde der Gärten. Alte und neue Gartenbücher haben ihren Anbau und verpflegung weitläuftig beschrieben. Vielleicht haben sie aber doch nicht alles gesagt,

sagt, was davon gesagt werden konnte. Ich will sehen ob ich den Verehrern dieser vortreflichen Blume etwas von ihr erzehlen kann, das ihnen angenehm ist.

Ich theile dieses Gewächs in vier Haupt Gattungen ein:

1) Die kleine schwefelgelbe einfache,

2) Die große einfache,

3) Die kleine Schwefelgelbe gefüllte,

4) Die große gefüllte.

Die erste Sorte ist ein niedriger Strauch, der viele Aeste und schmahle spitzige Blätter hat. Er bringt eine Menge kleiner schwefelgelber wohlriechender Blumen, die aus vier Blättern bestehen, in kleinen Bouquetten hervor. Es ist ein dauerhaftes Gewächs, dem nicht leicht ein Frost schadet. In Gärten des gemeinen Mannes, wo es sich von dem ausgefallenen Saamen selbst

vermehrt, wird diese Blume häufig angetroffen, bey Kennern hingegen sucht man sie vergeblich. Ohne Zweifel haben die andern edlern Gattungen ihren ersten Ursprung dieser Art zu danken.

Die große einafche wird die Stangenviole ingleichen goldner Lack genennt. Sie unterscheidet sich von der ersten gemeinen durch die Größe der Stöcke der Blätter und Blumen; auch treibt sie nicht so sehr in die Nebenzweige wie jene, ja oft hat sie nur einen einzigen Stengel, weswegen sie auch den Nahmen Stangenlack führet. Ihre Blumen haben nicht einerley Farbe. Die geringste Sorte blühet zwar nur ganz gelb, andere aber sind auf der untern Seite der Blumenblätter auch wohl in der innern braunroth gezeichnet. Die vorzüglichste Art aber, die vor allen gebaut zu werden verdient, muß völlig dunkelbraun seyn, daß gar nichts gelbes daran

zu

zu sehen ist. Wenn die Stöcke schon lange geblüht haben, so mischt sich zwar etwas gelbes mit ein, bey dem Anfang der Flor aber darf dieses nicht seyn. Sind überdieß die Blumen von solcher Größe daß sie einen ganzen Thaler bedecken, und noch darüber hinaus reichen, so verdienen sie vollkommen schön genennt zu werden. Der einfache Stangenlack trägt Saamen, wodurch er fortgepflanzt wird. Die Kälte kann er im freyen Lande bey uns nicht wohl ausstehen; wenn ja einige Stöcke in nicht alzu harten Wintern durchkommen, so sind es doch nur Glücksfälle auf die man keine sichere Rechnung zu machen hat.

Die dritte Art ist von der ersten dem äußern Ansehen nach durch nichts unterschieden, als durch die größere Anzahl ihrer Blumen und Blätter. Ob sie ihr aber an der Dauerhaftigkeit gegen die Kälte gleich komme, das wird von vielen

bezweifelt. Sie verdient im Blumentöpfen gehalten zu werden, weil ihre zwar nicht großen doch aber stark gefüllten Blumen das Auge ergötzen. Ihr vortreflicher Geruch und lang währende Blüthe erwerben ihr noch mehr achtung. Sie trägt niemals Saamen.

Der große gefüllte Lack ist ein Abkömmling von der einfachen Stangenaiole. Man siehet noch öfters neue Gattungen aus dem Saamen derselben entstehen, die in der Güte so verschieden sind, wie ihre Mutterstöcke. Es würde daher ohnmöglich seyn, eine Beschreibung von allen und jeden zu machen, ich will derowegen nur folgende anführen.

Eine Art trägt Saamen, es blühen aber die daraus erzogenen Pflanzen größtentheils nur einfach. Die Blume selbst ist weder sonderlich groß noch besonders braun;

braun; sie ist daher bey Kennern in keinem hohen Werth.

Die zweyte Sorte bringt größere und braunere Blumen. Sie hat aber den Fehler daß die Stöcke oft ganz, oft aber nur zum Theil einfach werden. Die gefüllten Blumen bringen keinen Saamen, wohl aber die einfachen. Wird dieser wieder gesäet, so bringt er, wenn er zumal von solchen Stöcken aufgenommen ist, die auch gefüllte Blumen mit unter halten, eben dergleichen wieder hervor. Manche Pflanzen davon werden ganz gefüllt, manche ganz einfach und einige fallen melirt aus. Kenner geben sich mit dieser Art nicht viel ab, weil es beßere giebt.

Die dritte Gattung bleibt unverändert gefüllt, und trägt niemals Saamen; sie muß derowegen auf andere Art vermehrt werden. Unter dieser giebt es ebenfalls

verschiedene Sorten, indem einige davon grösser und brauner sind als andre. Die welche recht große braune Blumen haben, verdienen den auf ihre Wartung verwendeten Fleiß sehr wohl. Alle diese gefüllten Arten wollen Schuz vor strenger Kälte haben.

Bey Beschreibung der Erziehung dieser Blumen fange ich billig bey dem einfachen Stangenlack an, weil wohl schwerlich Jemand die kleine einfache Art einer besondern Pflege würdigen wird. Wer noch nicht mit der oben gerühmten ganz braun rothen Art versehen ist, suche solche von einem guten Freund, oder von solchen Orten zu bekommen, wo doch versichert seyn kann, daß er den Saamen aufrichtig kriegt; und doch steht zu wagen, ob aller Pflege und Wartung ohneracht, eine einzige Pflanze so gut ausfallen wird, daß sie in Schönheit der Blumen, mit dem Mutterstock nur einigermaßen zu ver-

vergleichen sey; denn aus dem Saamen des schönsten völlig rothen Lacks fallen sehr oft schlechte schwefelgelbe Stöcke. Das braunrothe ist bey diesem Gewächse keine wesentliche Farbe, als wie z. E. die rothe oder blaue bey dem Levcoi, deßen Saame wieder eben so gefärbte Blumen bringt wie der Mutterstock hatte. Der Schluß, weil die jungen Lackstöcke nicht nach Wunsch ausgefallen sind, so sey man mit dem Saamen betrogen worden, ist also nicht allemal richtig. Aus eben diesem Grunde ist destoweniger zu vermuthen, daß man von Saamenhändlern etwas gutes bekommen werde, es müste denn zufälliger Weise geschehen, weil diese den Saamen entweder selbst aufkaufen, oder doch bey dieser Einsammlung nicht die gehörige Sorgfalt anwenden, sondern alles unter einander mengen. Durch Saamenverzeichniße laßen sich manche verführen, indem sie dafür halten, wenn es englischer Ravenal heißt, so müßen es

Blumen von ausbündiger Schönheit werden, am Ende aber haben sie doch nichts anders als eine gemeine gelbe Sorte. Man bleibe also bey einer guten Art, wenn man sie einmal hat, und verwechsele sie um des bloßen Nahmens willen mit keiner andern, sie mag von Mesopotamien oder China kommen, wenn die Probe nicht erst ihren Werth bestimmt hat.

Was die Säens Zeit des Lacksaamens betrift, so kann ich der, die in den meisten Gartenbüchern angegeben wird, meinen Beyfall nicht ertheilen, weil sie ihn viel zu bald gesäet haben wollen. Geschieht dieses, so blühen die mehresten schon im Herbst. Diese Herbst Blumen sind bey weiten nicht von solcher Schönheit als diejenigen, welche im Frühjahr zum Vorschein kommen, und die Stöcke werden dadurch geschwächt, daß sie zu der Zeit, wenn sie eigentlich blühen sollten, wenig taugliches von Blumen mehr liefern.

fern. Wer ja einige Herbst Blumen verlangt, der säe im Merz und Anfang des Aprils nur wenige Körner, so erlangt er seinen Endzweck; allein die Freude währet nicht länger als so lange die Stöcke freye Luft genießen; so bald sie aber des Frosts wegen in ein Zimmer gebracht werden müßen, so verschrumpfen die Blumen dergestalt, daß sie heßlich aussehen, und keine einzige blüth recht auf. Im Herbst und Winter läßt sich dieses Gewächs nicht treiben. Die frühe Saat taugt also nicht.

Eigene Erfahrungen haben mich belehret, daß dieser Saame erst im May, ja wenn die ersten 14. Tage deßelben schon vorbey sind, am besten zu säen sey. Die Stöcke werden noch immer groß genug, ja es zeigen manche, der spaten Saat ohnerachtet, doch im Herbst schon Knöpfe, wenn zumal das warme Wetter lange anhält.

Der Saame kann zwar gleich in das freye Land gesäet werden; weil aber die Regenwürmer die erst aufgegangene junge Pflanzen gerne in ihre Löcher ziehen, und sie also verderben, so ist es weit sicherer, wenn er in Nelkentöpfe oder Kästen gebracht wird. Diese werden bloß mit guter Gartenerde gefüllt, und der Saame dergestalt hinein gesäet, daß er ohngefehr einen Zoll weit von einander zu liegen kommt; tiefer als einer Federspuhle breit dürfen die Körner nicht in die Erde kommen. Das Begießen muß niemals versäumet werden, so oft die Erde oben bald trockne ist, damit der Saame, wenn er gequollen ist, oder schon gekeimt hat, nicht Schaden leide, welches leicht geschehen könte, weil er keine starke Decke über sich hat; doch darf es auch nicht zu heftig geschehen, denn sonst würden die Körner durch das hin und her Schwämmen aus ihrer Lage gebracht werden. Daß die besäeten Töpfe an einem solchen Ort stehen müßen, wo

sie

sie freye Luft und Sonne haben, versteht sich von sich selbst. Sind die Pflanzen bald Fingerslang, so werden sie in das freye Land, auf solche Beete, die noch gute Beßerung in sich haben, gebracht. Je beßer das Land ist, desto beßer werden sie wachsen. Von der Erde, die ihnen in den Blumentöpfen angegeben wird, ist hier die Rede nicht. Diese werde ich am gehörigen Ort beschreiben.

Viele setzen die Pflänzgen gleich in die Töpfe, wer es aber ändern kann, thut weit beßer, denn in den Töpfen kriegen die Stöcke sowohl als die Blumen ihre gehörige Größe niemals, wenn erstere nicht im freyen Lande vorher zu hinlänglicher Stärcke gediehen sind.

Auf den Garten Beeten werden sie Schuh weit von einander gepflanzt. Wem es bloß um viele Blumen zu thun ist, der kann sie noch weiter setzen, denn

je

je mehr sie Raum haben, desto mehr breiten sie sich in die Aeste aus, und bringen also auch desto mehrere Blumen verlangt man hingegen schöne große Blumen; so dürfen sie nicht weiter auseinander stehen, damit sie sich ein wenig drängen, und nicht so wohl in die Aeste als in die Höhe treiben; und also wie man zu sagen pflegt, einstämmig werden. Im Sommer werden sie bey trocknem Wetter, so oft es nöthig ist, begoßen, und vom Unkraut rein gehalten. In gutem fetten Boden können diese Stöcke, gegen den Herbst, zwey Schuh hoch und drüber seyn, und einen fast Fingers dicken Stamm haben. An der Stärcke des letztern ist ammeisten gelegen, denn je dicker derselbe ist, desto länger und vollkommner wird der Blumen Stengel, und desto größer die Blume selbst.

Ich kann nicht billigen, wenn manche ihre Stöcke bis in den spätesten Herbst

im

im Lande stehen laßen, und sie zu Ende des Novembers oder im December erst in die Töpfe setzen. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß dieses Gewächs ein spätes Versetzen, ohne davon zu verderben, vertragen kann, weil die Wurzeln aber wegen Mangel der Wärme, ihren Verlust nicht ersetzen können, so kann es der künftigen Flor gewiß wenig Nutzen bringen. Den Schaden des späten Versetzens sieht man schon daran, daß dergleichen Stöcke einen großen Theil ihrer untern Blätter fallen laßen. Dieses giebt einen Uebelstand. Es präsentirt sich eine schöne Blume noch einmal so gut, wenn der Stock an dem sie gewachsen ist auch ein gutes Ansehen hat.

Die beste Versetzungs Zeit ist ohngefehr in der Michaeliswoche. Wer große Stöcke hat, wie es um diese Zeit etwas gewöhnliches ist, kann das Einsetzen noch eher, zu Ende Augusts oder im Anfang

des Septembers, mit guten Nutzen vornehmen. Jetzt haben die Stöcke noch Zeit, sich nicht nur in den Wurzeln recht fest zu setzen, sondern sie wachsen auch in den Töpfen noch.

Wer mehrere Stöcke vorräthig hat, als er in Töpfe zu bringen willens ist, sucht in seinem Pflanzenbeet, erst diejenigen aus, die ohne Nebenzweige einstängig erwachsen sind. Sollten derer nicht genug seyn, so nimt man wohl auch andere, und schneidet die Nebenzweige ab, doch sind die von Natur einstängig gewachsene allemal vorzuziehen. Bey dem Ausheben muß jeder Stock, nicht sowohl mit voller Erde, als mit vollen Wurzeln ausgehoben werden. Viele bringen den daran hängenden Ballen mit in den Topf. Dieses ist mehr schädlich als nützlich. Im Topf sollen die Stöcke eine beßere zuberitete Erde bekommen, füllt nun der mit ausgehobene Erden-

Klumpen den Topf größtentheils aus, so bleibt wenig Raum für die gute Erde übrig; es kann also auch der davon zu hoffende Nützen von keiner Erheblichkeit seyn. Es ereignet sich auch noch ein Schade; indem sich oft, in der Folge, die klare zubereitete Erde von der groben des Ballens, aller vorher bewirckter genauen Verbindung ohnerachtet absondert, wodurch eine Höhle entsteht, die den Wurzeln den Schimmel unvermeidlich zuzieht. Ich reinige derowegen die Wurzeln so viel möglich von aller Erde, und beschneide sie so weit, daß sie, wenn der Stock in der Mitte des Topfs steht, auf keiner Seite anstoßen. Dieser Verlust der Wurzeln ist bey einer baldigen Versetzung unschädlich. Weit nachtheiliger würde es seyn, wenn eine Menge von Wurzeln an dem Rande des Topfs auf einander gepackt icht anlägen, weil solchergestalt die Erde nicht hinlänglich dazwischen gebracht werden könnte, wodurch sie

in Fäulniß gerathen müßten. Es ist also beßer wenn sie so viel nöthig verstuzt werden. Zum Einsetzen bediene mich des Einschlämmens, und binde die Pflanze an einen sogleich beygesteckten Stock, der die Länge haben muß, daß der künftige Blumenstengel zugleich mit daran angebunden werden kann. Unter währenden Einschlämmen muß der Stock so lange gehalten werden, bis daß Wasser eingezogen ist, und er allein steht. Wollte man ihn wenn er sich auf die Seite gebogen hat, wieder zu recht stellen, so würden die meisten Wurzeln aus ihrer Lage kommen, dadurch aber würde er wenigstens auf eine Zeitlang, zurück gesetzt werden. Man suche dieses also lieber durch die kleine Bemühung, die das Halten verursacht, zu vermeiden.

Frisch versezte Lackstöcke pflegen der Einbuße an Wurzeln wegen, je nachdem dieselbe groß oder geringe gewesen ist,

mehr

mehr oder weniger zu trauren. Es ist ihnen daher gut, wenn sie so lange im Schatten stehen, bis sie ihre Blätter wieder aufrichten. Thun sie dieses, so bringe man sie so gleich wieder in die Sonne, und kehre sich nichts daran, wenn sie daselbst wieder etwas welck aussehen. Sie werden des Nachts wieder frisch und gewohnen des Sonnenscheins nach und nach bald wieder.

Solte ein Stock bey dem Ausheben, wie es oft geschicht, den größten Theil seiner Wurzeln verlohren haben, und sich im Topf gar nicht wieder erhohlen wollen, so habe ich gut gefunden, wenn man ihn ein paar mal mit Mistpfüzenwasser begießt; dieses bekömmt ihm ungemein wohl. Ich habe dadurch einige mal besonders gefüllte Lackstöcke erhalten, die schon halb todt zu seyn schienen, und ohne diese Beyhülfe auch gewiß drauf gegangen seyn würden.

Da die einfachen Lackstöcke mit den gefüllten auf einerley Art ausgewintert werden, so will ich davon am gehörigen Ort reden, und hier nur einer nützlichen Vorsicht erwehnen, wie man guten Saamen zu ziehen habe. Zu diesem Endzweck müßen nur solche Stöcke erwählet werden, die nicht, nur recht große Blumen haben, sondern es darf auch, was die Farbe anbelangt, nicht das mindeste gelbe, weder an der äußern noch innern Seite der Blätter anzutreffen seyn. Diese müßen überall recht dunkelroth aussehen. Viele laßen sich dadurch verführen, wenn sie aus gutem Saamenstöcke erlangen, deren Blumen auf einem gelben Grund ein braunrothes Netz zeigen, oder wo das rothe und gelbe auf so eine Art abwechselt, wie bey einigen Tulipanen. Es ist wahr, solche Blumen sehen prächtig aus, sie reitzen manches Auge noch mehr als die einfärbig rothen; zum Saamen ziehen taugen sie aber nichts. Man erwartet

wartet mehrentheils vergebens eben der-
gleichen Schönheiten von ihren Nach-
kommen. Dergleichen Stöcke haben
schon den ersten Schritt gethan, in die gel-
be Farbe überzugehen; man wird daher bey
ihren Kindern die Pracht und Vorzüge
ihrer Ahnen ganz vermißen. Es thun daher
die Liebhaber solcher bunten Blumen alle-
mal beßer, wenn sie nur solchen Lacksaa-
men säen, der von ganz braunrothen
Stöcken aufgenommen wird. Von die-
sem werden sie gewiß eben solche Pflanzen
wieder bekommen, die auf dem Wege
ihrer Ausartung nach schön sind.

Es ist aber noch nicht hinreichend,
wenn wir die beste Sorte zum Saamen
tragen bestimmen. Der Stand, den
wir solchen Mutterstöcken geben, kann
unsere Hofnung gleichfals vereiteln. Die
Nachbarschaft gemein färbiger Blumen
macht durch ihre Befruchtung, daß alle
Bmühung oft vergeblich ist. Dieses geht

 aber

aber so zu. Unser Gewächs gehört unter das Geschlecht dererjenigen, die Zwitterblumen tragen, das sind solche, wo männliche und weibliche Zeugungstheile in einer Blume vereinigt sind. Ordentlicher Weise befruchtet sich also die Lackblume selbst, wenn die Narbe ihres Pistils den aus ihren Staminibus abfliegenden männlichen Saamenstaub zu gehöriger Zeit empfängt. Wie leicht aber kann es geschehen, daß der Wind männlichen Staub von einem andern Stock in eine solche Blume, von der wir Saamen zu haben wünschen, just zu der Zeit hineinführt, wenn sie soll befruchtet werden. Ist nun der Stock, von dem der männliche Saamen ist, von gemeiner Farbe: so können die von dieser Vermischung hervor kommende junge Pflanzen nicht sonderlich ausfallen.

Dergleichen Begattung geschiehet auch durch Insekten. Bienen, Hummeln

und

und andere den Blumensuchende Thiergen lieben die Lackblumen ungemein. Sie kriechen um des Honigs willen hinein, und beladen sich dabey mit dem männlichen Saamenstaub, der an ihrem haarigten Leibe hängen bleibt; kriechen sie nun wieder in eine andere Blume, so verliehren sie bey dem Herumdrehen in derselben wieder etwas von diesem Staube; geschieht dieses nun zu rechter Zeit, so entstehet dadurch eine Befruchtung, die den Saamen dergestalt verändern kann, daß die davon erwachsene junge Stöcke mit dem Mutterstock nicht die geringste Aehnlichkeit haben.

Aus diesen Bemerkungen erhellet, daß wir niemals auf einen guten Lacksaamen sichere Rechnung machen können, wenn andere geringere Stöcke dabey stehen. Es ist derowegen beßer, wenn der Stock, von dem wir Saamen ziehen wollen, wenigstens so lange, ganz alleine gestellet

wird

wird, bis die Blumen, die diesen Saamen liefern sollen, größtentheils verblühet haben, und also keiner Befruchtung mehr fähig sind. Wem es nicht um vielen sondern vielmehr um recht guten Saamen zu thun ist, der thut wohl, wenn er an dem Stock nur die untersten 5 bis 6 Schalen sitzen läßt, und die übrigen Blumen, wenn sie verblühet haben nach und nach abschnidet. Einige schneiden gleich den ganzen Stengel ab; ich halte es aber nicht für gut, weil die Schoten, wenn man den Stengel fortblühen läßt, immer hinlängliche Nahrung behalten, so lange sie vermögend sind, welche anzunehmen. Ist der Stengel aber hinweg, so hört das Aufsteigen des Saftes allmählig auf. Daß ein solcher Saamenstock fleißig müße begoßen werden, versteht sich von sich selbst. Der reife Saamen wird im Herbst abgenommen und in den Schoten gelaßen, bis er soll gesäet werden. Ich habe bemerckt, daß von einem Stock, der von

Natur

Natur einstängig gewesen ist, mehrere einstängige fallen, als wenn er Zweige gehabt hat. Der einfache Lackstock kann zwar einige Jahre erhalten werden, weil aber die erste Flor die beste ist, und die Blumen in den folgenden Jahren nicht so schön werden wie die ersten, so zieht man lieber jährlich junge.

Da der gefüllte Lack, zwey Sorten ausgenommen, keinen Saamen trägt, so wird die Vermehrung deßelben auf eine andere Art zuwege gebracht. Wenn die Zweige lang genug sind, so können sie wie die Nelcken, eingeschnitten und also abgelegt werden. Die wenigsten Stücke schicken sich dazu, und bey den einstängigen fällt diese Vermehrungs Art ohnehin weg. Man erzieht also die mehresten von abgeschnittenen Zweigen. Es ist ein großer Unterschied in Absicht des Gerathens dieser Zweige, der bloß in der Behandlung derselben seinen Grund hat.

Nach ter gewöhnlichen Art werden gleich im Frühjahr diejenigen Zweige, die nicht blühen wollen, dazu bestimmt; man nimmt solche, die hartes Holz haben und steckt sie in Blumenötpfe mit lockerer Erde. Einige zerbeißen sie erst am untern Theil, oder knicken sie, und drehen sie so lange herum, bis sie faselich werden, und was dergleichen Thorheiten mehr sind, die nicht nur nichts zu der Bewurzelung beytragen, dieselbe aber wohl verhindern können. Die Töpfe werden feucht gehalten und einige Wochen in den Schatten gestellt. Manchmal geschieht es, daß einige von diesen mißhandelten Zweigen Wurzel bekommen. Mehrentheils erfolgt dieses aber erst im Herbst oder wohl gar im folgenden Frühjahr. Was solche elende Stöckgen für Blumen geben kann man sich leicht fürstellen. Es laßen sie daher viele im andern Jahr gar nicht blühen, sondern kneipen die Knöpfe aus, daß sie sich erst erstärcken können.

Diese ganze Behandlung taugt nichts; ja es ist nicht der Mühe werth, daß man sich damit beschäftiget. Eine gemachte Probe hat mir einen Weg gezeigt, wie die gestekten Zweige nicht nur dahin zu bringen sind, daß von huntert Stücken nicht leicht eins verdirbt, es müste denn gewaltsamer Weise geschehen, sondern daß die Bewurzelung auch in kurzer Zeit erfolgt; da denn die jungen Pflanzen noch Zeit genung zu wachsen haben. Ja sie sind mir oft größer geworden, als ich es haben wollte. Ich verfahre damit folgender maßen:

Nicht eher als in der Mitte des Mayes nehme ich ganz junge in dem Jahre erst getriebene Zweige, die ohngefehr 1 ½ Glied lang sind, und kein hartes Holz haben. In Ermanglung junger Zweige von solcher Größe thun die obern zarten Spitzen grösserer Aeste die nicht blühen wollen, eben die Dienste, wenn sie nur noch nicht hart

sind;

sind; denn je jünger und weicher sie sind, desto leichter schlagen sie Wurzeln. Diesen schneide ich die Blätter so weit sie in die Erde kommen sollen, ganz ab, die übrigen stutze ich bis auf den dritten Theil ein, denn ein solcher Zweig verdirbt oft bloß deswegen, weil er seine Blätter nicht ernähren kann, ehe er Wurzeln hat. Hierauf werden sie unten, recht in der Mitte ohngefehr einen Zoll lang gespalen, und $\frac{1}{4}$ Stunde in Wasser geworfen. Das Spalten halte ich darum für nützlich, weil der verwundete markige Theil mehr Säfte anziehen kann, als die bloße äußere Rinde. In dem Wasser giebt sich der Spalt von einander. Sobald dieses erfolgt ist, setze ich sie in das freye Land. Ich halte sie mit der linken Hand, und mit der rechten fülle ich die Löcher mit klarer lockerer Erde aus, worauf sie denn durchdringend begoßen worden, Das Einschlämmen ist hierbey eine Hauptsache, denn ist etwas der Bewurzelung

nach-

nachtheilig, so ist es gewiß eine angedrückte und schwere Erde. Mancher sollte glauben, daß ein schattigter Ort dazu erwählet werden müße. Keineswegs. Man setze sie ohne alles Bedenken in die volle Sonne, und begieße sie nur fleißig, so werden sie ungleich beßer wachsen, als wenn sie im Schatten stünden. Es geht an, daß dergleichen Zweige auch in Blumentöpfe gestekt werden. Das freye Land hat aber allemal einen Vorzug; denn die Töpfe trocknen entweder zu bald aus, oder halten die Feuchtigkeiten zu lange, welches beydes schädlich ist.

Wenn diese Zweige im Mäy gestekt worden sind, so haben sie am Ende des Junii oder Anfang des Julii nicht nur schon eine ziemliche Größe, sondern sie treiben um diese Zeit auch Nebenzweige. Diese Sproßen müßen abgebrochen werden, wenn die Stöcke einstängig werden sollen. Man wirft sie aber nicht weg,

son-

sondern zieht wieder junge Stöcke davon. Da sie in den wärmsten Tagen sehr geschwind gewachsen sind, so sind sie recht weich, und wurzeln also auch sehr bald, weswegen sie gegen den Herbst schöne Stöcke, die zum Theil Schuh hoch sind, geben. Nach dieser jetzt beschriebenen Art habe ich in einem Sommer über hundert gefüllte Lackstöcke gezogen.

Die kleine schwefelgelbe gefüllte Art wird auf eben diese Art vermehrt, nur nimt man dieser die Seitenzweige nicht. Es würde eine vergebliche Mühe seyn, weil es ihrer Natur gemäß ist, daß sie viele Aeste treibt und buschigt wächst. Zwingt man sie ja einstängig zu werden, so erhält man dennoch keine größere Blumen, als von den andern, die so haben wachsen können, wie sie gewollt haben.

Alle gefüllte Lacksorten können zwar eben so lange im Lande stehen als die

ein=

einfachen; ich habe aber bereits bey jenen die Ursach angeführt, warum es beßer ist, wenn sie bald in die Töpfe gebracht werden. Hätten gleich einige spat gezogene Stöcke die verlangte Höhe noch nicht: so laße man sie deswegen nicht länger im Lande stehen; in der guten Erde die sie im Topf bekommen, wachsen sie noch viel; denn ihr Wachsthum endigt sich nicht eher als bis die Kälte es unmöglich macht. Ganz kleine Stöckgen, die ich zur Probe erst im August gestekt, habe ich im Winter im Lande stehen lassen, Sie kamen glücklich durch, weil sie mit Schnee völlig bedeckt waren. Mit größern würde der Versuch nicht geglückt haben.

Ich rathe nicht so spät noch Zweige zu stecken, denn ob sie gleich gut gerathen: so sind sie doch im folgenden Frühjahre, da sie blühen solten, noch zu gering, und will man die Flor verhindern, so werden

den sie zu groß. Es ist ein sehr unrichtiger Schluß, den man von der Höhe der gefüllten Stöcke auf die Größe und Vollkommenheit der Blume macht. In einem hohen Stock, wenn er auch gleich einstängig ist, wirkt der Saft lange nicht so stark auf die Blumen, als in einem der niedriger ist, weil in jenem zu viel auf die Erhaltung des Stocks selbst verwendet werden muß. Ein Stock der Schuhhoch in die Winterung kommt und dabey dick von Stamm ist, liefert die schönste Blume. Es ist deswegen bey Stekung der Zweige dahin zu sehen, daß sie gleich von Anfang nicht zu enge stehen, damit sie sich nicht zu sehr treiben, welches bey dem einfachen mit Nutzen geschieht. Weil sie aber bey mehrern Raum sich gerne in Nebenzweige ausbreiten, so müßen dieselben von Zeit zu Zeit weggeräumt werden.

Wenn die Lackstöcke, sowohl die gefüllten als die einfachen, ausgehoben sind, so bleiben sie so lange in freyer Luft, bis sie einige ziemliche starke Fröste bekommen haben. Es schadet ihnen nichts wenn auch gleich die Blätter wie gebrüht aus sehen. Man greife sie nur nicht an, sondern laße sie stehen bis sie wieder aufgethaut sind, oder bringe sie in eine uneingeheizte Stube, aber ja nicht in eine warme, denn sonst wären sie ohne Hülfe verlohren. Wenn sich endlich der Winter recht einstellt, so müßen sie in ihr Winterbehältniß gebracht werden. Wer sie im Keller auszuwintern gedenckt, muß versichert seyn, daß derselbe nicht feucht ist. Man läßt sie erst recht abtrocknen und bringt sie alsdenn erst hinein. Geschähe dieses wenn sie noch feucht sind, so würden sie verschimmeln, und gelb treiben. Dieses letzte zu verhüten müßen bey gelinder Witterung die Thüren und Kellerlöcher geöfnet werden, daß sie frische Luft be-

kommen, und ein Guß wird ihnen nicht eher gereicht, bis es die höchste Noth erfordert. Es gehet zwar ein Lackstock, der im Winterbehältniß getrieben hat, nicht so gleich drauf, sondern nimt die grüne Farbe bald an, wenn er wieder in die freye Luft gebracht wird. So viel aber ist gewiß, daß ein solcher übertriebener Stock, wenn er besonders ein gefüllter ist, keine tüchtigen Blumen trägt. Da nun aber dieses in warmen Kellern nicht allemal wohl zu verhindern ist, so ist die Auswinterung des Lacks, in einer Kammer oder kalten Stube weit vorzuziehen, nur darf der Frost nicht zu heftig eindringen; wenn sie gleich manchmal ein wenig frieren, so schadet es nichts, ja es ist beßer als wenn sie zu warm stehen. Bey gelinder Witterung müßen sie durch Eröfnung der Fenster frische Lufe bekommen. Wer keine große Anzahl hat und sich die Mühe nicht verdrießen läßt, kann sie alsdenn gar vor das Fenster hinaus setzen, nur

müßen

müßen sie des Nachts nicht draußen bleiben, weil sich das Wetter oft in kurzer Zeit ändert.

In Kammern wollen sie öfter begoßen seyn als in Kellern, doch muß dieses sehr mäßig geschehen, und nicht eher als wenn sie die Blätter sehr hängen. Sollte aber die Kälte groß seyn, so unterlaße man es so lange als möglich, und bediene sich allemal solches Waßers das die gröste Kälte verlohren hat, doch aber auch nicht warm ist. Die Vorsicht, die bey allen im Winterbehältniß stehenden Gewächsen nöthig ist, muß hier auch beobachtet werden, daß nehmlich das Waßer nicht an den Stamm kommt, weil sich sonst leicht ein Schimmel ansetzt, der die Rinde in Fäulniß bringt, wenn er nicht bey Zeiten hinweg geschaft wird.

Nach einer Auswinterungsart muß ich gedenken, das ist die in Gewächs-

häusern. So lange die kalte Winterwitterung währet, so lange stehen sie ganz gut darinnen, kommt aber im Februar und Merz die Sonne höher herauf, so fangen die Stöcke an zu wachsen. Ob nun gleich hier mehrere Luft ist als in einem andern Behältniß, weswegen auch die Triebe nicht gelb werden, so ist sie doch nicht frey genug. Die Blumenstengel werden also höher, als sie werden sollten, dadurch aber werden die Blumen selbst kleiner und sitzen weitläuftig von einander; dadurch verliehren sie viel von ihrer Schönheit.

Wer also seine Lackstöcke in einem Gewächshause ausgewintert hat, der bringe sie, so bald sie zu wachsen anfangen wollen, in eine luftige Kammer.

Die Zeit wenn sie im Frühjahr wieder in die freye Luft gebracht werden können, hängt hauptsächlich von der Witterug ab.

ab. Wer sie im Keller gehabt hat, wo sie die Luft sehr entfernt genoßen haben, darf sie nicht so gleich in das freye bringen. Solche zärtlich gewordene Stöcke müssen in einer Kammer, bey offenen Fenstern der freyen Luft erst wieder gewohnen. Solche hingegen, die derselben nicht ganz entwohnt waren, können eher wieder hinaus gebracht werden. Sie scheuen auch die Merzen Luft nicht so sehr wie die Nelcken und andere zarte Gewächse, doch wollte ich eben nicht rathen, sie in dem Monath, Tag und Nacht draußen zu lassen, welches im April bey guten Wetter eher zu wagen ist Sollten sie alsden auch gleich von einem Nachtfrost überrascht werden, vor denen man auch im April nicht sicher ist, so hat es nichts zu bedeuten. Man laße sie nur stehen, bis sie von der Sonne wieder aufgethaut werden.

Sobald der Lack wieder in freyer Luft steht, so bald muß er auch wieder fleißig begoßen werden; doch ist es beßer wenn dieses, so lange noch Fröste zu besorgen sind, früh geschieht, in den warmen Sommertagen aber ist es ihnen des Abends nützlicher. Wenn der Stock seinen Blumenstengel zu treiben anfängt, so ist ihm ein Guß von solchem Wasser, worinnen Fleisch abgewaschen worden ist, gut; auch kann wöchentlich ein oder zweymal etwas Taubenmist darunter gemischt werden. Dieses vergrößert die Blumen sehr, und je größer diese sind desto schöner sehen sie aus, wenn sie zumal recht braunroth sind. Die Blumen eines gefüllten Lacks müßen die Größe einer aufgehenten Rose haben, dicht an einander sitzen, und eine Spannenlange Kolbe vorstellen. Diese Größe wird durch die gute zubereitete Erde und durch dergleichen treibende Güße zu Wege gebracht. Der Stand, welchen blühende Stöcke haben,

trägt

trägt auch viel zu ihrer Schönheit bey. Wenn sie vor dem Fenster stehen, wo die zurückprallenden Sonnenstrahlen die Hize verdoppeln, da ziehe ich die nördliche Lage vor, denn wenn sie den ganzen Tag in der Sonne stehen, so verliert sich nicht nur die braune Farbe, sondern sie sind auch von sehr kurzer Dauer. Wer ihnen aber keinen solchen Stand geben kann, thut wohl wenn er sie in den heißen Mittagsstunden herein nimt, und sie Morgens und Abends begiest, denn während der Blüthe liebt dieses Gewächs die Feuchtigkeit ungemein.

Vor dem Regen muß besonders der gefüllte Lack beschützt werden, denn wenn die Blumen sehr naß werden, so verliehren sie ihr prächtiges Ansehen.

Das Abschneiden der Blumen ist bey manchen der einzige Endzweck, warum sie sich mit ihren Anbau beschäftigen. Ein

Kenner thut dieses gewiß nicht ohne allen Unterschied. Würde es nicht Schade seyn einem einstängigen Lack seinen einzigen prächtigen Blumenstengel zu nehmen. Hierzu sind die Stöcke, welche viele Zweige und also auch mehrere Blumenstengel haben, gut. Bey denen ist der Schade nicht so groß, weil durch den Verlust eines oder des andern Bouquets, der Stock seiner Zierde nicht auf einmal beraubt wird. Ueberdieß sind auch die Blumen vielästiger Stöcke, lange nicht von solcher Schönheit, als die an den einstängigen, weil sich der Saft gar zu sehr bey ihnen vertheilen muß. Fangen aber die untern Blumen eines einstängigen gefüllten Stocks an zu verblühen, so thun diejenigen, welche den alten Stock erhalten wollen, gut, wenn sie den ganzen Stengel über einem von den untersten Augen abschneiden, und die Wunde mit Baumwachs verstreichen. Hat aber ein solcher Stock vor dem Flor nicht schon Augen

angesetzt, so hilft das Abscheiden des Blumenstengels sehr selten. Dergleichen Stöcke stehen den ganzen Sommer grün, ihre Blätter werden dick und hart, neue Augen aber schieben sie nicht.

Da nach meiner oben angezeigten Art der gefüllte Lack alljährlich im Ueberfluß vermehrt werden kann, so verlohnt es sich in der That der Mühe nicht alte Stöcke zu erhalten; es müste denn zu dem Ende geschehen, daß man Mutterstöcke davon zu ziehen gedächte. Dieses ist nöthig, denn weil die einstängigen nicht allemal neue Zweige treiben, so ist es gut wenn man einen oder zwey in die Aeste treiben läßt, damit es niemals am jungen Sprossen zum Stecken fehle. Hierzu können zwar junge, gleich im ersten Jahr, bestimmt werden, denen man keine Seitenzweige benimmt. Wer das aber nicht zu thun willens ist, kan sich dererjenigen, die schon einmal geblüht haben, mit Vor-

 theil

theil zu diesem Endzweck bedienen. Man schneidet sie bis auf drey oder vier von den untersten Augen ab, und setzt sie in das freye Land. Hier bestocken sie sich dergestalt, daß es niemals an jungen zur Vermehrung schicklichen Sproßen fehlen wird. Solche Stöcke werden endlich ungemein groß, und dauern einige Jahre. Bey diesen ist es rathsam, wenn ihnen die Blumen nach und nach abgeschnitten werden, damit der Saft mehr in die Zweige gehe.

Zum Beschluß muß ich nun auch zeigen, was dieses Gewächs vor Erde verlange, wenn es unsere Wünsche erfüllen soll. Ein gar zu sandiges Land ist dasjenige nicht, welches ihm gedeylichen Wuchs verschaft. Es bringen es daher diejenigen nicht sehr weit mit seinen Anbau, die es in dergleichen Erde erziehen, wenn sie dieselbe auch noch so gut düngen. Die Erde aus den Mistbeete taugt gleichfalls nicht viel,

sie ist auch zu leicht, und da sie aus Pferdemist und Stroh entstanden ist, so hat sie das nahrhafte in keinem solchen Grad wie hier erfordert wird. Der Rindermist ist der beste. Die Beete, worauf junge Lackstöcke erzogen werden sollen, können das Jahr vorher stark damit gedüngt werden, oder wenn es nicht geschehen ist, so thue man es noch im Frühjahr; im letztern Fall aber muß es ganz versaulter Mist unten aus der Miststätte seyn. Ist nun der Boden an sich gut, und nicht zu leicht, so werden die darein gesetzten Pflanzen wohl gerathen. Eine noch beßere Düngung ist der Schlam aus stehenden Wassern, besonders aus der Mistpfüze. Wird dieser den Sommer vorher auf Haufen gebracht, wo er den Winter über ausfriert, so kann er im folgenden Frühjahr handhoch auf ein solches Beet gebracht und untergegraben werden. In so zu bereiteten Beeten wachsen die Stöcke zusehens

sehens, das Unkraut aber ebenfals. Es ist daher ein beständiges Ausjäten nöthig.

Die Erde, welche man den Lackstöcken in Töpfen giebt, wird folgendermaßen zubereitet. Es wird entweder frischer Rindermist ohne Stroh an einem Ort, wo ihn Sonnenschein und Regen treffen kann, auf Haufen gebracht und einige mal umgewendet, da er denn in Jahresfrist zu Erde wird; oder man bringt das unterste aus der Miststätte gleichfals auf Haufen. Dieses letztere kann, wenn der Haufen im Frühjahr errichtet ist, im Herbst schon gebraucht werden. Diese Erde wird durch einen Durchwurf geworfen, daß sie von Unrath rein und klar wird. Hierunter wird bey nahe die Hälfte ebenfals durchgeworfene gute Gartenerde, und wenn diese nicht an sich schon ein wenig sandig ist, etwas Flussand gemischt, und alles recht unter einander gemengt. Wer ein wenig

Erde

Erde, die aus verfaulten Hornspähnen entstanden ist, darunter mischt, der wird die Blumen dadurch um ein merkliches vergrößern.

Von der Matronalviole.

Diese schöne wohlriechende Blume ist viel zu bekannt, als daß sie einer weitläuftigen Beschreibung bedürfte; desto weniger aber wissen die mehresten von ihren Freunden gehörig damit umzugehen, und sie ihrer Natur gemäß zu behandeln. Es ist daher kein Wunder, wenn sie, ehe sie sichs versehen, um alle ihre Stöcke kommen, ohne errathen zu können, wie es zugegangen sey. Sie hoffen von einem Stock, der erst einmal geblühet hat, im folgenden Jahr, wenn er mehr um sich gewuchert hat, noch mehrere und schönere Blumen zu bekommen als im vorhergehenden. Hier steckt aber der ganze Fehler, denn diese Stöcke verderben gemeiniglich

nach dem ersten Flor, sollte es auch gleich erst im darauf folgenden Sommer geschehen. Doch erhalten sie sich an einigen Orten verschiedene Jahre, wenn sie von dem Uebel, welches ihren Untergang befördert, verschonet bleiben; denn die Ursach ihrer kurzen Dauer liegt nicht so wohl in ihrer Natur, als in einem gewißen Zufall, dem sie nach Verschiedenheit der Orte, mehr oder weniger unterworfen sind. Ein Insecht ist es, eine kleine weiße Made, die in dem Mark des Blumenstengels wächßt, und diesen bis in die Wurzel hinein aus frißt, worauf denn der Stock verderben muß. Das Uebel kann im Anfang von außen nicht bemerkt werden; hat es aber überhand genommen, so wird es dadurch kennbar, wenn verschiedene Stengel welk werden, umfallen, oder wenn man ein wenig daran zieht, gleich aus der Erde heraus gehen. Mehrentheils ereignet sich dieses in der Blüthe. Ein von diesem Unfall angegriffener Stock ist nicht zu

retten; doch können noch junge davon gezogen werden, wenn ihn nur die Maden noch nicht ganz durchfreßen haben. Das sicherste Mittel ist also dieses daß man keinen Stock mehr als einmal blühen laße, sondern ihn sodenn gleich der Vermehrung widme. Dieses wird auf verschiedene Weise bewerkstelliget.

Die erste Art ist die, wenn nach der Blüthe sich unten an den Stengel Augen oder vielmehr junge Triebe zeigen, alsdenn und nicht eher werden sie so tief abgeschnitten, daß der junge Wuchs keinen Schaden leidet, wenigstens müßen die Sproßen welche ganz unten an der Erde sitzen, verschont bleiben. Sobald diese Ausschläge den Saft ungetheilt genießen können, so bald fangen sie an stärker zu wachßen. Haben sie nun eine ziemliche Höhe erreicht, so häuft man die Erde so hoch daran hinauf, daß nur die Herzen unbedekt bleiben. Dieses Anhäufeln

kann noch einmal wiederhohlt werden wenn sie höher geworden sind. In diesem Erdhaufen schlagen sie alle Wurzel. Man schaft also gegen Michaelis die Erde wieder hinweg, lößt die bewurzelten Pflanzen ab, und versetzt sie an die Orte wo sie künftig blühen sollen.

Es würde ein Fehler seyn, wenn dieses erst im folgenden Frühjahr geschehen sollte, denn alsdenn sollen sie nicht erst einwurzeln, sondern sich erstärken und Blumenstengel treiben. Es giebt deswegen nur kleine Stöcke und elende Blumen, da hingegen die im Herbst verpflanzten sich ungemein ausbreiten und so vortreflich blühen, als man nur immer verlangen kann.

Es ist also auch auf die Zertheilung der Stöcke im Frühjahr nichts zu halten. Mehrentheils haben die erwehnten Maden schon davor gesorgt, daß man nicht viel zu theilen hat, oder wenn ja die Stöcke

noch

noch vorhanden sind, so sind doch die neuen Sproßen ebenfals schon angesteckt, daß nichts taugliches daraus werden kann.

Die zweyte Weise die Matronalviole zu vermehren, wird folgender Gestalt unternommen. Wenn die Blumenstengel abgeschnitten sind, so theilet man sie in Finger lange Stücke, und schneidet mit einem scharfen Meßer, auf $\frac{2}{3}$ von unten hinauf, so weit sie in die Erde kommen sollen, die Blätter ganz ab, die oben aber werden über die Helfte eingestuzt. Darauf steckt man sie an einen nicht zu sonnenreichen Ort dergestalt in die Erde, daß ein Auge auf derselben dicht aufsitzt, oder beßer ein wenig mit hinein kommt. Dieses treibt bald über sich Blätter und unter sich Wurzel; das gesteckte Stück Stengel aber wurzelt sehr selten, sondern verdirbt gemeiniglich, wenn das getriebene Auge einige Größe erlangt hat, und seiner Beyhülfe

hülfe nicht mehr benöthigt ist. Sollte ein solcher Stecker, wie es oft geschieht, keine Augen haben, so bringt man ihn dergestalt in die Erde, daß ein solcher Ort, wo am obern Theil, ein Blat abgeschnitten worden ist, dahin kommt, wo ein Auge stehen sollte, denn die Augen kommen oft nach dem Einstecken erst zum Vorschein. Diese Stücke, die man zu stecken Willens ist, dürfen von der Made noch nicht beschädigt seyn. Man besehe daher die ganzen Stengel vorher, ehe sie zertheilt werden, ob das Mark braun aussieht, findet sich dieses am untern Theil, so schneide man nur so lange nach, bis der ungebetene Gast endeckt wird.

Von diesen gestekten Stücken gerathen, bey gehöriger Wartung, viele, ja oft die meisten. Werden sie aber nicht recht in Acht genommen, und das Begießen wird zu gehöriger Zeit versäumt, so wird nichts draus. Vor einigen Jahren habe ich

von

von solchen Stöcken, die ich von einem einzigen Stock nahm, dreyßig Stöcke gezogen. Ich glaubte einen hinlänglichen Vorrath zu haben, war also im folgenden Jahr auf die weitere Vermehrung nicht bedacht, weil ich damals noch keine hinreichende Kenntniß von dem Anbau dieser Blume hatte. Meine Stöcke kamen gut durch den Winter, sie fiengen auch zum zweytenmal wieder an zu blühen; doch war dieser Flohr viel geringer als der erste. Auf einmal fingen die Stengel mitten in der Blüthe an welck zu werden, und fielen über ein ander her, als wenn sie wären abgehauen worden. Nach ohngefehr 14 Tagen sahe man keine Spuhr mehr, daß nur ein Stock geschweige 30 da gestanden hatten. Da ich das Uebel sahe, fieng ich an auf eben die Art wieder neue zu ziehen; ich wollte meiner Sache recht gewiß seyn, und steckte die Stöckgen in einen Blumentopf. Dieser war aber zu feucht gehalten wor-

den, wovon sie mit einander verfaulten. Nun hieß es recht, bald reich, bald arm, bald gar nichts. Dieses Lehrgeld brachte mich auf den Entschluß keinen Stock mehr als einmal blühen zu laßen, sondern ihn so gleichzu vermehren, welches ich meinen Lesern, die sich mit dem Bau dieser schönen Blumen beschäftigen, gleichfals empfehle. Doch rathe ich ihnen, auf einen oder zwey Stöcke nicht zu viele Hofnung zu setzen. So wenige könnten schon im ersten Sommer verunglücken, haben sie aber mehrere so werden sie nicht so leicht darum kommen. Sollte es der Raum oder die Einrichtung des Blumengartens nicht gestatten eine große Anzahl darinnen zu haben, so wird sich in einem Graßgarten, oder sonst an einem Ort schon so viel Platz finden, daß man hie oder da einen Stock unterbringen kann, durch den ein sich etwan ereignender Schade wieder zu ersetzen ist.

Es hat dieses Gewächs noch einen Feind, der aber nicht sowohl dem Stock, als der Blume schädlich ist. Es ist ebenfals ein Insect. Dieses zieht die Knöpfe wenn sie noch klein sind zusammen, und frißt sie ab. Man muß daher, wenn die Blumenstengel in die Höhe treiben, oft nachsehen, und diese Thiere, wenn sie sich eingenistelt haben, bey Zeiten hinweg schaffen.

Die Matronalviole liebt keinen leichten sandigen Boden. In dergleichen bringt sie nur sehr kleine Blumen, und kurze magere Stengel, die nicht halb so hoch und stark, als in einem ihrer Natur angemeßenen Land werden. In einem etwas schweren leimichten Boden gedeyht sie am besten; sie kann auch Schatten vertragen. Wer sie in Blumentöpfen ziehen wollte, der würde wenig Freude daran erleben. Ihre Wurzeln wären darinnen viel zu eingeschränkt. Es wür-

de eine bloße Zwergart daraus werden. Man setze sie also lieber dahin wo sie hin gehört, nehmlich in das freye Land und zwar an einen trockenen Ort, denn allzuviele Feuchtigkeit kann sie nicht vertragen.

Vom Pfropfen.

Es ist denenjenigen, die nur einige Kentniß von Erziehung der Kernobstbäume haben, zur Gnüge bekandt, daß diese vom Saamenkern erwachsene junge Stämme, durch pfropfen, oculiren, ablaktiren u. s. w. veredelt werden müßen, wenn sie die verlangten Sorten von Obst tragen sollen. Es ist zwar der Erfahrung gemäß, daß einige von solchen, die aus dem Kern eines guten Obstes entsproßen sind, recht vorzügliche neue Sorten von Früchten hervor gebracht haben; allein eben so gewiß ist es auch, daß dieses nur seltene Fälle sind. Die allermeisten tragen wildes Obst, das

zwar in der Gestalt von dem ganz wilden etwas abweicht, im Geschmak aber demselben sehr nahe kommt. Fallen ja dann und wann eßbare Früchte aus, so sind doch die meisten von so geringen Werth, daß der Baum, der sie trägt seine Stelle nicht verdient. Es ist also nicht zu rathen junge Bäume erst tragen zu laßen, ehe man beßere Arten darauf setzt, denn die Hofnung eine neue und sehr gute Gattung Früchte von ihnen zu bekommen mögte zu oft fehl schlagen.

Das Steinobst bringt zwar größtentheils aus seinem Kern wieder eßbare Arten hervor, sie verdienen aber doch nicht allemal in einen guten Obstgarten gesetzt zu werden. Es ist also auch bey diesen rathsamer sie ebenfals zu bepfropfen.

Was von den Kernstämmen hier gesagt worden ist, das gilt auch von den

Wurzelausschlägen. Kommen diese von solchen Arten, die ohne Beyhülfe der Kunst, keine guten Früchte tragen konnten, so sind sie ebenfals wild, denn das Pfropfreiß, oder das eingesetzte Auge verändert die Wurzel nicht, wie aus Herrn Reicharts Land- und Gartenschaz mit mehrern ersehen werden kann.*) Ist hingegen

*) Eine besondere Wirkung des Saftes von dem wilden Stamm in das aufgesetzte gute Reiß war es, die ich am Harz, zu bemerken Gelegenheit hatte. Der ehemahlige Herr Oberforst- und Jägermeister von Zanthier hatte zur Probe gute Castanien auf Eichen gepfropft. Einer von diesen Bäumen trug zum erstenmal. Da ich ihn nun deswegen oft betrachtete, wurde ich gewahr, daß einer von den untern Aesten, nicht weit vom Stamm drey ordentliche Eichenblätter getrieben hatte, die von andern Eichenlaube in nichts unterschieden waren, als daß sie ein wenig kleiner, zarter, und von Farbe gelblich waren. Dieses rührte aber ohnstreitig daher, weil der Ast von einer hohen Hecke

gegen aus dem Kern ein Baum erwachßen, der an und vor sich wohlschmeckende Frucht bringt, so haben wir von deßelben Wurzelausschlägen eben dergleichen wieder zu erwarten. Wir sehen dieses an den Zwetschkenbäumen und einigen Kirscharten, die keiner Verbeßerung bedürfen.

Da nicht nur die meisten Garten-Bücher, unter denen nur erwehnter Land-

Hecke übergewachsen war, wo ihm die freye Luft fehlte. Die übrigen Blätter dieses Zweiges, hatten die Gestalt wie sie die Blätter der guten Castanien zu haben pflegen. Da ich dem großen Forstmann diese Seltenheit zeigte, wunderte er sich sehr darüber, und vermuthete daß die Castanien vielleicht auch im Geschmack den Eicheln sehr ähnlich seyn würden. Dieses aber fand man nicht. Der ganze Zweig war im drauf folgenden Frühjahr abgestanden, weil ihn die Hecke erstikt hatte. Wäre dieses nicht geschehen, so hätten wir wohl noch wichtigere Entdeckungen dabey machen können.

und Gartenschaz des Herrn Reichards eines der gründlichsten ist, hinlängliche Anleitung zu verschiedenen Pfropfungsarten gegeben haben; sondern auch so gar der Landmann einige Kentniß davon hat, so scheint es unnöthig zuseyn, hier eine Beschreibung davon zu machen. Indem aber viele Fehler dabey begangen werden, deren Entdekung der vorzüglichste Gegenstand dieser Abhandlung seyn soll; so finde ich um der Deutlichkeit willen, nöthig, auch die Pfropfungsarten, bey denen ich die öfters verkommenden Fehler anzeigen und verbeßern will, in möglichster Kürze zu beschreiben. Ich über gehe alle zu künstlichen und nicht überall bekandten Methoden, deren sich manche bedienen wilde Stämme zu veredeln, und handle hier nur von den gewöhnlichsten.

I) Das Pfropfen in den Spalt verrichtet man folgendermaßen. Wenn es Kernobst ist, denn bey dem Steinobst

obst gilt hier eine Ausnahme, so wird ein Stamm, der noch keinen Zoll im Durchschnitt hat, nicht ganz einen Schuh hoch von der Erde, die aber etwas stärker sind, wohl zwey auch drey Schuh hoch, und zwar an einen solchen Ort, wo sie keine Krümme und recht glatte Rinde haben, die Quere durchgeschnitten, damit aber das obere Theil bey dem Umfallen, den Stamm nicht schlizt, welches sehr leicht an der Seite geschehen könnte, wo sich das auf zu setzende Reiß am besten hin schickt, so läßt man die Säge nicht ganz durch gehen, sondern schneidet das übrige mit dem Gartenmeßer vollends entzwey. Hierauf wird das Reiß auf zwey Seiten wie ein Kiel zu geschnitten, und der Anfang neben einen Auge gemacht. Die mehresten machen erst einen kleinen Absaz und formiren unter demselben erst den Keil. Je länger dieser ist, desto beßer ist es, doch

muß

muß er nicht eben ganz einen Zoll lang seyn. Das ist aber nothwendig, daß er recht glatt und nicht höckerig geschnitten wird, weil sonst keine genaue Verbindung mit dem Stamm, wenigstens nicht an beyden Seiten, möglich seyn würde. Zu diesem Ende muß auch die innere Seite des Keils, die in den Stamm hinein kommt, schmäler seyn als die äußere. Von der innern schälen einige die braune Rinde ab. Das Reiß muß nicht über drey Augen behalten, ja wenn der Stamm sehr dünn ist, nur zwey. Das fertige Reiß wird, um das Austrockenen des Safts zu verhüten, in ein Glaß Wasser gestellt; oder so lange im Munde gehalten, bis der abgesägte Stamm mit dem Gartenmeßer recht glatt gemacht, und neben den Mark gespalten ist. Der Spalt muß da angebracht werden, wo die Rinde am glattesten ist, sonst würde

sich

sich das Reiß nicht hinein schicken; auch darf er nicht viel länger seyn als der Keil des Reises. Nun wird der Spalt mit einem Meißel, einem Keil von trocknen harten Holz, oder auch bey dünnen Stämmen nur mit dem Gartenmeßer geöfnet, und das Reiß, so es zugeschnitten ist, dergestalt hineingestekt, daß der Ort, wo die Rinde auf das Holz aufgewachßen ist, sowohl bey dem Stamm als bey dem Reiß genau zusammen passe, damit der Saft, wenn er zwischen das Holz und der Rinde des Stammes hervor kommt, ungehindert zwischen das Holz und Rinde des Reißes hinein treten, und das Anwachsen befördern könne. Ist das Reiß nun gehörig aufgesetzt, so wird der Stamm sowohl auf beyden Seiten, so weit er aufgespalten ist, als auch oben auf der Platte mit Pfropfwachs oder Leimen so genau verstrichen, daß weder Luft noch Näße die ver-

wun-

wundeten Theile treffen kann. Um deßwillen muß hauptsächlich der Ort, wo das Reiß aufsitzt, genau verwahrt werden. Ueber dieses wird noch ein Verband von Papier mit Weiden oder Bast darum befestiget. Einige setzen zwey Reiser zu gleich auf, und schneiden als denn, wenn beyde gewachsen sind, nach einigen Jahren, eins davon wieder ab, damit der Baum einen schönern Schaft bekomme.

Die beste Zeit zum Spaltpfropfen ist, bey dem Kernobst, der März und April so lange bis die Rinde ledig wird, da denn eine andere Art zu pfropfen angeht. Bey dem Steinobst, besonders bey Kirschen sollten wir billig in der Hälfte des Märzen, wenn es die Witterung leidet, schon mit der Pfropfarbeit fertig sein, nachdem wir den Anfang damit im Februar gemacht hätten. Unsere Vorfahren hatten ganz recht wenn sie sagten: Kirschen

müßen bey dem Kohlfeuer gepfropft werden. Sie wollten damit so viel sagen: ehe der Saft zu häufig in den Stamm kommt. Ich werde weiter unten ein mehrers davon anzuführen Gelegenheit nehmen, und hier erst, der bey dem Spaltpfropfen vorkommenden Fehler gedenken.

1) Viele setzen, ohne auf die Stärcke des Stammes zu sehen, die Reiser sehr hoch auf. Bey dem Kernobst kann dieses schädlich werden, wenn zumal kaltes trocknes Wetter einfällt und anhaltende rauhe Winde wehen. Ist überdieß die Witterung vorher angenehm gewesen, wodurch der Saft in Bewegung gesetzt worden ist, und das Reiß hat dadurch wohl schon angefangen zu treiben, so ist es noch schlimmer, weil er als denn wieder zurük bleibt, und daßelbe nicht mehr ernähren kann, weswegen es verderben muß. Dieses würde

würde so leicht nicht erfolgt seyn, wenn man niedriger gepfropft hätte.

2) Werden, wie sehr häufig geschieht, die Reißer zu lang gelaßen, daß sie 8, 10 und mehr Augen behaltan; werden noch dazu wohl zwey so lange Reißer auf ein dünnes Stämmgen aufgesetzt, so ist es gewiß unter die Seltenheiten zu zehlen wenn sie gerathen. Man überlege selbst, daß der aufsteigende Saft nicht ohne alle Hinderniße in das ganze Reiß eintreten kann, sondern durch zerschnittene Theile hindurch dringen, und sie erst mit einander verbinden muß; man betrachte ferner daß nur eine Seite des Reißes, Saft annehmen kann, der um desto mehr verringert wird, je kürzer der Keil zu geschnitten ist; und denn mache man den Schluß, ob so lange und mit vielen Augen besetzte Pfropfreisser sich von so weniger Nahrung,

die

die sie im Anfang bekommen, erhalten und zugleich treiben können, wenn auch gleich die Witterung das Aufsteigen des Saftes noch so sehr beförderte, wovon wir doch oft das Gegentheil sehen. Wenn doch Leute, die solche unmögliche Dinge verlangen, sich lieber eher Naturkentniße sammelten, als daß sie ohne alle Ueberlegung, so in den Tag hinein handeln, und dadurch sich und andern Schaden thun.

3) Das verbinden der in den Spal gepfropften Stämme ist in gewißer Rücksicht unnöthig, ja oft höchst schädlich. Unnöthig ist es, weil Stämme von gehöriger Stärke das Reiß selbst so fest halten, als erforderlich ist, wenn es anwachsen soll; geringe Stämmgen hingegen, deren Spalt nicht vermögend ist, dieses zu thun, taugen nicht zu dieser Pfropfungsart. Man oculire

lire oder copuliere sie, wenn man die Zeit nicht erwarten will, bis sie dicker geworden sind. Schädlich wird das Verbinden, wenn es zu fest geschieht, weil das Eindringen des Saftes dadurch beschwerlicher gemacht, oder gar verhindert wird. Bey angehender Wärme löset der Saft die den Winter über am Holz fest aufgelegene Rinde durch sein Aufsteigen ab; wird nun bey dem Pfropfen das Band fest angezogen: so kann die nöthige Ablösung nicht erfolgen; es muß also der Saft, der in das Reiß hätte hinauf steigen sollen, gröstentheils vor dem Bande stehen bleiben. Dieses muß nun natürlicher Weise entweder verderben, oder doch am Wachsthum sehr zurück gesetzt werden. Die vielen wilden Ausschläge gepfropfter Stämme sind oft die Beweise eines zu fest angelegten Bandes; denn der Saft sucht dadurch einen Ausgang. Es ist

also

also am sichersten, einen in den Spalt gepfropften Stamm gar nicht zu binden. Wird aber das Binden nur um deswillen beybehalten, damit das auf das Wachs gelegte Papier nicht herunter fallen könne: so schadet es nichts, denn dieses wird nur ganz locker angebunden. Ich habe sehr oft das Papier ohne Schaden ganz weggelaßen. Weil aber die Bienen das Wachs manchmal wegtragen, so kann diese Bedeckung zu einigen Schuz dienen. Es ist aber doch kein hinreichendes Gegenmittel; denn so klein eine Biene ist, und so schwach sie scheint, so wenig Mühe macht es ihr, ein solches Papier entzwey zu beißen, welches zum öftern mit angesehen habe. Weit sicherer ist es, wenn denen Bienen das Wachs dadurch zuwieder gemacht wird: wenn bey der Zubereitung deßelben etwas Schwefel mit untergemengt wird. Anstatt des Wachses bedienen sich viele

le des Pfropfleimens, der von Leimen und frischen Rindermist gemacht wird. Dieser ist dem Wachs darinen noch vorzuziehen, weil er das Eindringen großer Hitze beßer abhält, und also kühlender ist als jenes.

4) Eigene Erfahrungen haben mir einen Fehler entdeckt, den ich selbst öfters begangen habe. Ich hatte es nemlich nicht sorgfältig genug zu verhindern gesucht, daß bey dem Verstreichen nicht etwas Wachs in den Spalt hinein gedrückt wurde. In der Folge aber bemerkte ich sehr deutlich, daß der Spalt an der dem Reiß gegen über befindlichen Seite nicht zuwachsen wollte, ob daßelbe gleich recht gut trieb. Es ist derowegen rathsam, daß das Wachs lieber auf Papier oder Leinewand gestrichen und als ein Pflaster auf die verwundeten Theile gelegt wird. Wollte man noch Pfropf-

lei-

leimen darüber streichen: so würde es aus vorher erwehntem Grunde sehr nützlich seyn.

5) Ich habe oben angeführt, daß viele zwey Reiser in einen Spalt setzen. Sie thun es deswegen, daß, wenn eins davon verdirbt, doch wohl das andere geräth. Ich habe auch daselbst schon gezeigt, warum es auf dünnen Stämmen schädlich ist. Ist hingegen der Stamm ziemlich stark und hat Saft genug, so hat es, wenn nemlich die Reiße nicht zu lang sind, seinen Nutzen, weil wenn beyde gerathen, der Saft auf zwey Seiten des Stammes in seinem Zug bleibt. Es bekommt also die eine Seite keinen so großen trockenen Fleck, wie wohl zu geschehen pflegt, wenn nur ein Reiß aufgesetzt worden ist. Treiben beyde Reißer und sind nach einigen Jahren stark ge-

worden, so wird das geringste hinweg geschnitten, da denn das starke, welches stehen geblieben ist, die frische Platte bald überwachsen wird, ehe dieselbe austrocknen kann. Allein es eräugnet sich bey dem Aufsetzen zweyer Reißer ein Umstand, der das Verderben von allen beyden sehr leicht nach sich ziehen kann. Es ist dieser: wenn ein Reiß noch so gut eingesetzt worden ist, so wird es bey dem Einsetzen des andern gemeiniglich wieder verrückt, weil der Spalt so lange offen stehen muß, bis das andere auch recht darinnen steht. Will man es wieder zu recht stellen, so hat jenes ein gleiches Schicksal Am Ende steht wohl keines recht, und verderben also alle beyde. Es ist also hierbey große Fürsicht nöthig. Beßer ist es, wenn so starcke Stämme, die die Reißer überdieß zu sehr quetschen, gar nicht in den Spalt, sondern in die Rinde gepfropft werden, wovon am gehöri-

hörigen Ort das nöthige soll gesagt werden.

6) Die Absätze, welche die mehresten an die Pfropfreißer schneiden, sind zwar an und vor sich nicht schädlich, aber ohne allen Nutzen. Zum festsitzen tragen sie nichts bey. Dieses muß das Klemmen des Spalts bewirken. Sollen sie an beyden Seiten recht auf dem Stamme aufsitzen: so müßen sie mit vieler Genauigket geschnitten werden, sonst paßen sie nicht recht, und dieses ist doch die Absicht, warum sie gemacht werden. Dieses nimt Zeit weg; die Geschwindigkeit aber ist ein großer Vortheil bey der Pfropfarbeit, weill bey einer langsamen Behandlung sowohl Reißer als Stamm von der Luft sehr ausgetroknet und geschwächt werden, welches nicht so sehr geschieht, wenn damit, zwar nicht übereilt, aber doch so hur-

tig als möglich verfahren wird. Das Abschälen der Rinde am innern Theil des Propfreißes, der in den Stamm hinein kommt, gehört ebenfals hieher. Manche schälen sogar die braune Rinde am äußern Theil des Keils auch ab, ohne zu wißen warum sie es thun. Alles dieses sind Spielereyen, die zum Gerathen nicht das mindeste beytragen, sondern zu den Zeit verderblichen Dingen gehören, welche keinen Nutzen haben.

7) Ein rechter Hauptfehler ist es, der nur Anfängern, die gar keine Kentniß von Bäumen haben, um deswillen zu vergeben ist, weil sie durch den höchst undeutlichen Ausdruck, den sie in einigen Gartenbüchern finden, oder aus mündlichen Unterricht sich einprägen, dazu verführt werden, wenn es heißt: bey dem Spaltpfropfen müße am Stamm und Reiß Rinde auf Rinde pas-

paßen. Sie verstehen dieses von der äußern Seite, und nehmen sich in acht, daß ja die Rinde des Reißes um nichts weiter hinein komme, sondern mit der Oberfläche der Stammrinde genau zusammen treffen. Dieses ist grundfalsch, und darf niemals geschehen, wenn nicht der Stamm eine sehr dünne Rinde hat. Man überlege nur, daß die Rinde des Pfropfreißes, die noch kein Jahr alt ist, viel dünner seyn müße, als die ungleich ältern am Stamm. Nun soll der Saft ja nicht aus der Rinde, sondern zwischen derselben und dem Holz in das Reiß, und zwar ebenfals zwischen Holz und Rinde desselben hinein treten; es müßen also, wie ich oben schon angeführt habe, diese beyden Orte auf einander paßen, folglich kann das Reiß von außen, mit dem Stamm ohnmöglich in einer Gleichheit stehen. Anfänger thun daher wohl, wenn sie sich die Sache

zeigen laßen, und mündlichen oder schriftlichen Anweisungen nicht allemal blindlings folgen; denn auch der beste Unterricht wird oft unrecht verstanden; wie ich denn weiß, daß einige, die gehört hatten, daß man in den Kern pfropfen könne, (so wird das Spaltpfropfen an manchen Orten genennt) den Stamm gespalten, das Reiß recht in die Mitte, in das Marck hinein, gesteckt, und sich gewundert haben, daß es nicht gerathen ist.

Ich habe oben versprochen, von dem Pfropfen der Kirschbäume etwas zu gedenken. Hier mögte wohl der beste Ort seyn, mein Versprechen zu erfüllen, weil dieses Obst am besten in den Spalt gepfropft wird. Ich billige das Verfahren der alten, daß sie diese Arbeit sehr frühzeitig vornahmen, ehe der Saft noch völlig in dem Stamm war. Aus folgenden

den wird erhellen, daß sie vollkommen recht handelten.

Es ist jederman der mit dem Pfropfen sich selbst beschäftiget, bekannt, daß wie bey dem Steinobst überhaupt, also auch insbesondere bey den Kirschen sehr viele Reißer verderben. Die Augen schwellen zwar fast jederzeit auf, und zwar denn am meisten, wenn die Reißer etwas welck, die Stämme hingegen voller Saft sind; wenn man aber hoft, daß sie nun Blätter treiben sollen, so gehen oft die meisten wieder zurück. Daß der Mangel der Nahrung an dem Mißrathen solcher Reisser, nicht Ursache sey, daran wurde ich durch viele Erfahrungen überzeugt. Wenn ich nemlich zu gleicher Zeit mehrere Kirschstämme pfropfte: so fand sich, daß immer einer saftreicher sey als der andere. Bey einigen spührte ich gar keinen Saft, sondern sie waren wenn ich sie auch gleich verschiedene mal abschnitte, um den Kern her-

herum braun, (eine sichere Anzeige daß sie krank waren.) Ich pfropfte sie aber doch auf ein gerade wohl. In der Folge sahe ich, daß diejenigen Stämme, die vielen Saft gehabt hatten, größten Theils nicht gerithen, die kranken hingegen allemal, ob sie gleich nach einigen Jahren, wenn ihre innerliche Krankheit überhand genommen hatte, gänzlich zu Grunde giengen. Hieraus machte ich den sichern Schluß, daß die Reißer der ersten von Ueberfluß des Nahrungssaftes verdorben wären. Würden sie nicht vielleicht alle gerathen seyn, wenn sie zu der Zeit wären aufgesetzt worden, da der Stamm noch wenig Saft gehabt hätte? In dieser Meynung wurde ich noch mehr dadurch bestärkt, wenn ich bemerkte, daß solche Kirschstämme, die, wenn sie nur wenige Tage gesetzt waren, gepfropft wurden oder denen noch vor dem Versetzen da sie schon ausgehoben waren, die Reißer erst aufgesetzt wurden, fast jederzeit geriethen.

Wie

Wie ich denn weiß, daß einmal von sieben dergleichen Stämmen, denen ein Paar Tage nach dem Versetzen, und zwar jedem zwey Reisser mannshoch aufgesetzt worden waren, sechs geriethen, ohne daß ein Reiß ausgeblieben wäre; der siebende verdarb völlig, weil er vielleicht gar zu schlecht von Wurzeln gewesen seyn mogte. Ein andermal verdurben alle Reisser, die auf unversetzten Stämmen standen, nur eins auf einem frischversetzten und dazu ziemlich hoch gepfropften, gerieth, ohnerachtet eine anhaltende Dürre erfolgte, und das Stämmgen an einem Ort stand, wo ihm kein Wasser gereicht werden konnte. Alle waren in einem Tage und in einem Garten gepfropft worden. Warum trieb nur dieses und die andern nicht, die doch mehr Saft hatten?

Die Ursache ist ohnstreitig diese: der Kirschbaum ist sehr saftreich; sein Saft

hat aber die Eigenschaft, daß er, so bald seine Wirksamkeit unterbrochen wird, gerinnt und harzig wird. Wird nun ein solcher Stamm erst spät im Frühjahr gepfropft, wenn er schon so viel Saft in sich gesogen hat, als zu seiner gehabten Crone erforderlich war: so ist das aufgesetzte Reiß nicht vermögend, so viel anzunehmen. Das geschwinde Quellen der Augen ist ein hinlänglicher Beweis, daß es angezogen hat, ist es aber ganz erfüllt, so bleibt der übrige Saft davor stehen und verklebt die Saftröhren desselben mit Harz, welches verhindert, daß keine Nahrung weiter hinein kann. Wäre aber das Pfropfen vor dem vollen Eintritt des Safts geschehen, so wäre dieses nicht erfolgt, denn alsdenn hätte der Stamm nicht mehr Nahrungssäfte an sich gesogen, als zu seiner und des Reisses Erhaltung erforderlich gewesen wäre.

Bey solchen Stämmen, die erst ausgehoben und kurz vor oder nach dem Wiedereinsetzen gepfropft worden, hat es gleiche Bewandniß. Diese verliehren bey dem Ausheben einen ansehnlichen Theil ihrer Wurzeln. Diejenigen, die sie behalten, werden von der Luft wenigstens einigermassen geschwächt; es hat also bey ihnen mit dem Ueberfluß des Safts nichts zu bedeuten: ja sie haben oft wenig genug, daß auch die Reiser oft ziemlich spät treiben. Ein solcher Stamm, der schlecht bewurzelt war, den ich aber bey sieben Schuh hoch pfropfte, und den Abgang der Wurzeln mit etwas guter Erden ersetzte, trieb erst zu Ende des May. Er hohlte aber das Versäumte wieder ein, indem er ausser einem sehr langen Hauptschub noch drey Nebenzweige hervorbrachte. Diejenigen, die diese Art nachzumachen belieben sollten, erinnere ich, daß sie auch alles das, was bey Versetzung der Bäume erforderlich ist, wovon meine

Ab-

Abhandlung, vom regelmäßigen Versetzen der Bäume in Wäldern und Gärten, das Nöthige saat, anwenden; denn sonst würde ihre Mühe vergebens seyn, wenn ein solchergestalt behandelter Stamm nach einigen Jahren deswegen, weil er unschicklich versetzt worden ist, abstünde, oder doch nicht ordentlich wachsen würde.

Einer der vorzüglichsten Vortheile von dieser Art Kirschen zu pfropfen, ist wohl dieser mit, daß, wenn man Reisser von sehr guten Sorten erhält, die wohl nicht leicht wieder zu bekommen sind, man fast zuverlässig hoffen darf, daß sie gerathen werden, wenn nicht etwan ein ohngefehrer widriger und gewaltsamer Zufall dieselben verdirbt.

Ich habe oben gesagt, daß man dünne Stämme nicht zu hoch pfropfen solle, dieses leidet bey den Kirschen eine Ausnahme. Es können dieselben allezeit höher

als anderes Obst mit Reissern besetzt werden, weil sie mehreren Saft haben. Wenn aber, wie ich gesehen habe, manche wilde Kirschenstämme, die kaum 3 Zoll im Durchmesser haben, und wohl 12 bis 18 Schuh hoch sind, aus dem Holz, wo sie durch ihre Nachbarn so hoch getrieben worden sind, holen, und sie in möglichster Höhe bepfropfen, so kann ohnmöglich ein tüchtiger Baum daraus werden. Es ist wahr, die Reisser gerathen, allein sie bekommen niemals eine rechte Crone, sondern bleiben immer schlank und dünn. Solche Personen thäten besser, wenn sie ein wenig schwächere Stämme erwählten, und sie nicht über mannshoch bepfropften. Hieraus würden sie weit schönere Bäume erziehen, als aus jenen.

II. Das Pfropfen in die Rinde ist eine vortreffliche Erfindung, da es nicht nur bey kleinern, sondern auch bey grossen völlig erwachsenen Bäumen statt fin-

det. Ist ein Baum unfruchtbar, oder trägt keine gute Sorten von Obst, so können seine Aeste abgeschnitten, und in die Rinde gepfropft werden. In dem dritten Jahr darauf kann er schon wieder tragbar seyn. Bey starken Bäumen ist aber Vorsicht nöthig, wenn sie umgepfropft werden sollen, daß es nicht in einem Jahr auf einmal geschieht, weil die Reisser sonst im Saft ersticken würden, ja der Stamm selbst drauf gehen könnte. Steht ein Baum in feuchten oder sonst guten Boden, wo er viele Nahrung findet, so muß nur ein oder zwey Aeste auf einmal bepfropft werden, bis man in 3 bis 4 Jahren damit völlig fertig wird. An jedem dieser Aeste müssen ein oder zwey kleinere Zweige gelassen werden, die den überflüssigen Saft anfänglich aufnehmen können. Haben aber die aufgesetzten Reisser nach einem oder zwey Jahren eine ziemliche Stärke erlangt, so werden die gelassenen Zugäste nebst den et-

wan

wan dabey hervorgekommenen Wasser-reissern glatt am Stamm abgenommen, und die Wunden mit Pfropfleimen verstrichen.

Ein auf dürren, magern Boden stehender Baum kann in kürzerer Zeit umgepfropft werden, denn wenn er zu viele starke Aeste und Zugreisser behält, so gerathen die aufgesetzten entweder gar nicht, oder verbutten. Ist der Baum groß, so kann er in zwey Jahren fertig seyn; bey einem mittelmäßigen oder noch geringern aber werden die starken Aeste auf einmal bepfropft, und nur an jedem ein Paar dünnere Zweige zum Zug gelassen, die alsdann oft schon im folgenden Frühling hinweg zu räumen sind. Auf einen Ast der 5 bis 6 Zoll im Durchmesser hat, gehören 3 Reisser von 4 bis 5 Augen. Mehrere, die wohl noch mehr Augen haben, sind, besonders in magern Boden, schädlich.

Diese Pfropfungsart geschieht folgendermassen: Das Reiß wird unter einem Auge, oder demselben gegen über, ein wenig eingeschnitten und ein Absatz gemacht; hierauf wird mit dem Messer schreg unterwerts gefahren, daß das Mark, wenn es nicht weiter hinauf schon geschehen ist, auch durchschnitten wird. Auf der andern Seite, wo die Rinde ist, wird es am Ende nicht Strohhalms breit geschärft. Je länger der zugeschnittene Theil ist, und je tiefer er zwischen die Rinde hinein kommt, desto besser ist es, doch ist die Länge von einem Zoll hinlänglich. Hauptsächlich nothwendig ist, daß die zugeschnittene Seite, die an das Holz anzuliegen kommt, recht glatt und eben sey, damit sie überall recht anpasse.

Ist das Reiß fertig, so hält man es so lang im Munde, damit es feucht bleibt, bis die Platte des vorher schon abgesägten Stammes oder Astes recht glatt gemacht

macht ist; sodann wird mit einem knöchernen oder von dürrem harten Holz hierzu verfertigten Stecher, zwischen Holz und Rinde, so weit als nöthig, hinein gestochen, und das Reiß bis an den Absatz in die Oefnung dergestalt gesteckt, daß dieser auf der Platte aufsitzt. Sollen mehrere Reisser auf eine Platte kommen, so werden sie erst alle eingesetzt, dann jedes da, wo es zwischen der Rinde steckt, mit Pfropfwachs rund herum, die ganze Platte aber, wenn sie groß ist und zu viel Wachs erfordern würde, mit Pfropfleimen wohl verstrichen, und mit Papier bedeckt. Zugleich werden die Reisser, so weit sie darinnen stehen, mit Bast oder Weyden verbunden, damit sie nicht durch Vögel, wenn sie sich etwan darauf setzen, ehe sie recht angewachsen sind, abgebrochen werden. Zu Vermeidung dessen ist dienlich, wenn einige dürre Zweige um den Stamm oder Ast gebunden werden, damit sie durch dieselben geschützt werden.

Bey jungen Stämmen, die noch dünne Rinde haben, reißt dieselbe bey dem Einstechen mit dem Stecher von einander. Dieses geschieht oft am unrechten Ort; sie muß derowegen vorher, so weit als nöthig ist aufgeschnitten werden. Ich habe gut gefunden, wenn ich, so bald ich den Stecher nur ein wenig mit der Schärfe eingesetzt hatte, auch sogleich mit der andern Hand ein scharfes Federmesser an den gehörigen Ort auf die Rinde setze, wie ich nun den Stecher nach und nach hinein drückte, so fuhr ich zugleich mit dem Messer abwärts, es wurde also die Rinde von dem Rücken des Stechers gegen das Messer gedrückt, und dadurch entzwey geschnitten Wenn die Stämme recht Saft haben, so braucht man nicht vorzustechen, sondern lüftet die Rinde oben nur ein wenig, und schiebt das Reiß hinein. Dieses ist am allerbesten, weil hier die Rinde nicht weiter von dem Holz abgelöst wird, als es das Reiß verlangt,

langt, es kommt also weit besser in den Saft.

Auf einen Ast oder jungen Stamm, der armsdick, oder nicht viel dünner ist, gehören zwey Reisser; damit diese nun einander recht gegen über gesetzt werden können, so sucht man ihn, wo möglich, an einem solchen Ort abzusägen, wo die Rinde auf beyden Seiten recht glatt ist, und keine Knoten hat. Ist das Stämmgen nur Daumens dick, so ist ein Reiß hinlänglich. Bey diesen so wohl, als bey jenen, nimmt man Reisser, die nicht mehr als drey Augen haben.

Die Zeit auf diese Art zu pfropfen ist nicht in allen Jahren eine und eben dieselbe. Der Anfang kann damit nicht eher gemacht werden, bis die Rinde ledig wird; dieses hängt aber sehr von der Witterung ab. Man fährt damit fort bis in den May. Ich habe noch den letzten

May Aepfel mit gutem Erfolg gepfropft. In einer gewissen Abhandlung von diesem Inhalt wurde versichert, daß man noch im andern Saft mit Reissern, die im ersten Saft gewachsen sind, pfropfen könne. Ich habe die Probe noch nicht gemacht. Auf das gar zu späte Pfropfen halte ich aus dem Grunde nicht viel, weil die Reisser, wenn sie zumal nicht bald treiben, sowohl keine langen Triebe thun, als auch kein reifes Holz machen, welches alsdann im Winter leicht erfriert. Bekommt man aber noch spät Reisser von raren Sorten, so wage man es immer. Sollten gleich die Spitzen des jungen Triebes vom Frost Schaden leiden, so ist deswegen doch nicht gleich das ganze Reiß verlohren.

Einigen will das Pfropfen in die Rinde nicht gefallen. Sie geben die Ursach an: es stünden die Reisser nicht so vest, als wenn sie in den Spalt gesetzt wür-

würden. Allein, dieser Grund ist zu seicht, als daß diese Art, die vor jener allerdings einen Vorzug hat, dadurch sollte verwerflich gemacht werden können. Ich habe schon erwehnt, daß ein Paar daneben gebundene Reisser, die neu aufgesetzten Pfropfreisser vor dem von den Vögeln ihnen etwan zufügenden Schaden verhüten. Diese Vorsicht macht sehr wenige Mühe. Ueberdieß wachsen sie bald an, und stehen alsdenn so vest wie die andern im Spalt. Ein Vortheil ist es hingegen, daß bey dem Pfropfen in die Rinde der Baum bey weiten nicht so verletzt wird, als durch das Spalten. Wenn wir übrigens diese Art nicht hätten, wodurch wollten wir erwachsene Bäume von geringer Art verbessern? wir müßten mit ihren Früchten vorlieb nehmen, wie sie sie tragen, denn durch den Spalt sie umzupfropfen geht nicht an. Da das Pfropfen in die Rinde erst denn angeht, wenn der Saft schon stark in den Bäu-

men ist, so erhellet daraus, daß diese Art hauptsächlich nur für das Kernobst gehöre. Es bedienen sich zwar einige desselben auch bey dem Steinobst, mehrentheils aber mit wenigem Nutzen. Ueberdieß haben verschiedene die Anmerkung gemacht, daß ein Kirschreiß, welches in die Rinde gesetzt worden ist, die Platte nicht leicht überwachse. So gemein dieses Rindenpfropfen an einigen Orten ist, so viele Fehler werden dabey begangen.

1.) So wohl bey kleinen als erwachsenen Bäumen werden viel zu große und zu viele Reisser aufgesetzt. Was die ersten betrift, davon habe ich schon die Schädlichkeit bey dem Pfropfen in den Spalt gezeigt. Die starken Bäume sind aber eben so wenig vermögend, gar zu langen und zu vielen Reissern Nahrung zu geben. Man macht diesen Schluß: hat der Baum einen so starken und dicken Ast

ernährt, sollte er dieses bey einer Hand voll Pfropfreissern nicht auch thun können; und setzt aus diesem Grunde 7, 8 und mehrere Reisser von einer solchen Länge darauf, daß man sie eher für Leimruthen, Vögel damit zu fangen, als für Pfropfreisser ansehen sollte. Ohnerachtet nun die Erfahrung die Unrichtigkeit dieses Schlusses und die Schädlichkeit eines solchen Verfahrens oft dargethan hat; so bleiben doch die meisten bey ihrer alten Gewohnheit. Es ist aber ein Unterschied zwischen dem abgeworfenen Ast, der mit dem Stamm unzertrennlich verbunden war, dessen Theile durch nichts gehindert wurden, den Saft anzunehmen, und zwischen Reissern, die noch gar keine Verbindung mit demselben haben, sondern erst anwachsen sollen, zu machen. Diese dürfen gewiß nicht groß seyn, wenn sie der wenige Saft, dessen sie theilhaftig werden können, ernäh-

nähren soll. Hier kommt es gar nicht auf die Menge des Safts im Stamm oder Ast an, sondern lediglich auf die Reisser, in welche vor dem Anwachsen nur sehr wenig Saft eintreten kann.

Werden übrigens die Reisser zu nahe an einander gesetzt, so muß natürlicher Weise die Rinde um den ganzen Ast herum ledig werden. Es kann daher der Saft ohnmöglich dergestalt, wie unter einer anliegenden Rinde, hinaufsteigen. Geschieht es bisweilen, daß zu nahe stehende Reiser gerathen, so zeigt doch der Erfolg, daß nur die wenigsten davon recht wachsen, die andern bleiben bald zurück, verbutten, und hindern nur die tauglichen, daß sie nicht zusammen wachsen können, weßwegen man sie auch wieder hinweg schneiden muß.

2.) Viele pfropfen gar zu starke Aeste, die oft über Mannsdicke sind. Dieses gehört unter die fruchtlosen Arbeiten. Die Reisser treiben zwar anfänglich stark, nach wenigen Jahren aber bleiben sie stehen, ohne in die Höhe und Dicke mehr zu wachsen. Es überwächst die Platte also niemals, sondern fault von oben hinein. Ein gleicher Erfolg zeigt sich auch bey gar zu alten Bäumen, wenn sie gleich nur dünne Aeste haben. Ein Baum, der Alters wegen keine so langen Triebe mehr thut, daß man sie zu Pfropfreissern gebrauchen könnte, verdient das Umpfropfen nicht.

3.) Bey dem Schneiden der Reisser fehlen auch viele. Das Theil, welches in die Rinde hinein kommt, machen sie gar zu kurz, es kann also weniger Saft anziehen, als wenn es länger wäre. Oft ist dieses die Ur-

sach

sach seines Verderbens. Ich habe oben schon erwehnt, daß der zugeschnittene Theil nicht viel kürzer, als ein Zoll seyn dürfe. Die mehresten lösen auch, so weit das Reiß zwischen die Rinde hinein kommt, die äussere braune Schale entweder ganz, oder doch auf beyden Seiten ab, und lassen nur die darunter befindliche grüne sitzen. Sie glauben, daß der Saft solchergestalt in das Reiß eindringen könne. Dieses ist eine leere Einbildung, wodurch die Zeit unnützlicher Weise verschwendet wird. Soll der Saft aus der abgeledigten Rinde des Stamms in die grüne des Reisses hineindringen, so ist es übel bestellt. Wo das Reiß am Holz anliegt, und besonders unten, wo es aufhört, da muß er zwischen desselben Holz und Rinde hinauf steigen, hier geht es auch am leichtesten an, denn am Ende ist das Reiß am dünnsten, es löst also die Stammrinde daselbst

selbst nicht so weit ab, als oben, wo es dicker wird. Es wird zu dem Ende das Reiß unten, erwehntermassen, ein wenig geschärft, damit es desto mehr in den Saft hinein kommen könne.

4.) Wenn bey dem Spaltpfropfen ein allzuvestangelegtes Band das Aufsteigen des Saftes verhindert, so geschieht es hier ebenfalls. Viele binden die Reisser so vest, als wenn sie daran laufen wollten, weil sie glauben, sie könnten sonst nicht gerathen. Aber eben dadurch befördern sie ihr Verderben. Ein recht glattgeschnittenes Reiß, das an einer ebenen Seite des Stammes eingesetzt wird, braucht, was das Gerathen anbelangt, nicht gebunden zu werden. Ich habe Fingers dicke Apfelbäumgen in die Rinde gepfropft, und sie ohne einiges Band nur mit Pfropfwachs verstrichen, und sie sind gut gerathen. Dem ohngeach-

tet will ich das Verbinden bey dieser Pfropfungsart nicht nur nicht tadeln, sondern ich finde es, wenn es in gehöriger Ordnung geschieht, oft nöthig. Ein niedriggepfropftes Stämmgen würde oft Schaden leiden; das Reiß würde, wenn es nicht angebunden wäre, leicht abgestossen werden. Ja bey Birnen und Kirschen rollt sich die Rinde des Stamms, so weit sie aufgeschnitten ist, von der Sonne zusammen, daß das Reiß heraus fallen, oder doch ledig werden würde. Es dient also das Band bloß zur Sicherheit der Reisser. Wenn auch ein Reiß manchmal nicht recht an den Stamm anliegen will, so kann es durch das Band ein wenig angezogen werden, nur darf der Sache nicht zu viel geschehen, damit der aufsteigende Saft nicht gehindert wird. Sollte ein Reiß stark treiben, so nimmt man den Bast oder die Weyden, womit es verbunden

den war, hinweg, und bindet das Papier das zu Bedeckung des Wachses gereichen soll, wieder ganz locker darum.

III. Das Oculiren mit dem ganzen Reiß ist eine Erfindung aus den neuern Zeiten, die noch nicht überal sehr bekannt ist, ohnerachtet sie einen Vorzug vor dem gewöhnlichen Oculiren und allen Pfropfungsarten hat. Die Behandlung ist folgende: im Julio oder Anfang des Augusts, da sonst mit dem schlafenden Auge oculirt wird, nimmt man ein Reiß von eben der Beschaffenheit, wie es zu Auslösung der Oculieraugen erforderlich ist, nemlich einen Schuß vom ersten Saft, der reifes Holz hat. Dieses wird eben so zugeschnitten, als wenn es in die Rinde gepfropft werden sollte, nur muß der Schnitt fast Fingers lang seyn, und bekömmt keinen Absatz. Hat nun der damit besetzende Stamm eine Krümme, so ist es desto besser. An dieser wird, wie

bey dem Oculiren, ein Queerschnitt durch die Rinde gemacht, in dessen Mitte schneidet man der Länge nach unterwärts ebenfalls die Rinde bis auf das Holz so weit durch, als es die Länge des zugeschnittenen Reises erfordert. Die beyden Schnitte bilden diese Figur T. Hierauf wird die Rinde an beyden Seiten mit einem Messer ein wenig aufgehoben, das Reiß von oben hinunter dazwischen geschoben, und nachdem es, so weit die Einschnitte gehen, mit Pfropfwachs hinlänglich bestrichen worden ist, mit Bast, nur nicht zu vest, verbunden. Der unbeschnittene Theil des Reisses, der heraus steht, darf nicht über drey Augen behalten. Diese müssen ebenfalls recht reif seyn, zu dem Ende erwählet man gern ziemlich lange Reisser, damit das oberste noch zu junge Theil abgeschnitten werden kann. Die Blätter an dem Theil, der in die Rinde hinein kommt, werden ganz, und die am obern Ende halb abgeschnitten. Diese

fal-

fallen mehrentheils nach kurzer Zeit ab. Ueber dieses eingesetzte Reiß kann ein Kohl oder Klettenblatt gebunden werden, damit es in den ersten Tagen Schutz gegen die Sonne hat. Dieses wird alsdann wieder weggenommen. Die Spitzen der Aeste an dem Stämmgen stutzt man ein wenig, damit das Reiß desto mehr Saft bekommt, doch ist dieses keine Hauptsache; ja es kann schädlich werden, wenn es zu stark geschieht, weil das Reiß sonst, wenn es zu vielen Saft kriegt, oft im September zu treiben anfängt, da denn dieser zarte Trieb erfrieren würde. Dieses darf nicht geschehen, sondern es muß den ersten Sommer und Herbst ohne allen Trieb stehen bleiben. Fängt es im folgendem Frühjahr an zu treiben, so wird das Band hinweg gethan, und der Stamm hinter demselben solchergestalt abgeschnitten, daß er ohngefehr noch einen Zoll hoch Holz über dem Ort behält, wo das Reiß eingeschoben worden

ist. Wenn nach einiger Zeit desselben junger Wuchs einen ziemlichen Schub gethan hat, so wird auch dieses Stück Stamm Ende völlig abgeschnitten. Dieses muß mit Behutsamkeit geschehen, damit dem Reiß kein Schade zugefüget werde. Die Platte muß auch recht glatt seyn, sonst kann es dieselbe nicht überwachsen, welches sonst sehr bald erfolgt.

Nun fragt sichs aber: wie kann ich an einem Stamm, der keine Krümme hat, ein Reiß anbringen? Dieses setzt keine Schwürigkeit. In solchem Fall wird der Queerschnitt nicht nur durch die Rinde, sondern auch ziemlich tief in das Holz gemacht, und gegen denselben, von oben herunter, ein Stück Holz so dick und lang heraus geschnitten, als das Reiß, ohne am Stamm anzuliegen erfordert. Wird ein von Natur krummes Reiß dazu genommen, so schickt sich dasselbe desto besser zu diesem Gebrauch. Hier kann ein Absatz

an

an das Reiß geschnitten werden, doch ist es nicht unumgänglich nöthig.

Der Vortheil von diesem Oculiren, welches eigentlich eine Pfropfungsart ist, weil es nicht mit einem blossen Auge, sondern mit einem ganzen Reiß verrichtet wird, ist der: Einmal geschieht es zu einer Zeit, da die rauhe Frühjahrswitterung, die so manches Pfropfreiß verdirbt, keinen Schaden mehr thun kann. Fiele sehr trocknes Wetter ein, so behält der Stamm doch immer so vielen Saft, als er zu seiner Erhaltung braucht. Hiervon bekommt das Reiß seinen nöthigen Antheil um so viel mehr, da der größte Theil desselben unter der Rinde befindlich, und daselbst Nahrung zu nehmen im Stande ist. Ja es braucht nicht einmal sehr viel, weil es jetzt nicht treiben, sondern nur anwachsen soll. Die im folgenden Frühjahr etwan einfallenden späten Fröste können ihm gleichfalls wenig

schaden; denn da es dann bereits angewachsen ist, so ist es nun als ein Zweig des Baumes anzusehen; aus diesem Grunde kann es auch desto besser treiben, weil es mit dem übrigen Laub zugleich ausschlägt. Geriethe ein solches Reiß nicht, welches doch selten mißrathen wird, wenn es nur recht gerade und glatt zugeschnitten wird: so ist der Baum deswegen nicht verdorben, sondern er kann alsdenn noch immer gepfropft werden. Wenn solche Reisser verderben wollen, so sieht man es oft schon in einigen Tagen, daß ihre Rinde dürr wird, hat man sie nun nicht gar zu spät eingesetzt, so kann die Arbeit nach den Sommer, jedoch an einem andern Fleck des Stammes, wiederholet werden.

Daß ein dergestalt eingesetztes Reiß leichter gerathen kann, als ein einzelnes Auge bey dem rechten Oculiren, erhellet aus der ganzen Behandlung, des müh-

samen und oft mißlichen Ablösens der Augen nicht zu erwehnen. Diesen einigen Vorzug mögte jenes in dem Stück haben, daß es an ganz dünnen Stämmgen anzubringen ist. Doch gehört solches mehr für die Orangerie als für den Obstgarten.

Unsere jetzt beschriebene Art ist eben nicht an die Oculirzeit gebunden. Sie ist im Frühjahr, sobald sich die Schaale löst, mit gewöhnlichen Pfropfreissern gleichfalls in Ausübung zu bringen. Jedoch rathe ich, alsdenn die Zweige des Stammes ziemlich stark zu verstutzen, damit der Saft desto stärker in das Reiß zu treten veranlasset werde, weil es jetzt so wohl, wie die andern Pfropfreisser, treiben soll.

Von Anlegung einer Landbaum-schule.

Was zu Anlegung einer Baumschule so wohl von wilden als Obstbäumen gehöre, das habe ich bereits in meiner Abhandlung, von dem regelmässigen Versetzen der Bäume in Wäldern und Gärten, gezeigt. Da aber die Baumzucht eine Sache ist, deren Werth keiner fernern Entscheidung mehr bedarf, die niemals genug empfohlen werden kann: so hoffe ich denen Freunden des Gartenbaues, welche jene kleine Schrift vielleicht nicht bessitzen, einige Gefälligkeit zu erzeigen, wenn ich diese wichtige Materie hier nochmals abhandle; da ich besonders noch eins und das andere zu sagen nöthig finde, was vornehmlich auf den mir vorgenommenen Zweck abziehlet, welcher dieser ist: eine kurze Anweisung zur Errichtung einer Landbaumschule zu geben, worunter ich eine sol-

solche verstehe, aus welcher zum Nutzen des gemeinen Wesens Landstrasen und Gemeinde Plätze besetzt werden sollen.

Die mehresten, welche Baumschulen anlegen, thun es zu dem Ende, daß sie die darinnen erzogenen Stämme entweder selbst gebrauchen, oder verkaufen wollen. Im ersten Fall richten sie, wenn sie anders Kentniß besitzen, die Anlage dergestalt ein, wie es ihr Grund und Boden, und andere Umstände erfordern. Wer aber andern theils nur um des Verkaufs willen Bäume zicht, erwehlet gewiß den besten Boden dazu, und verbeßert ihn noch mit genugsamer Düngung, damit die jungen Bäume recht hurtig wachsen, und er seine Absicht desto eher erreichen möge. Dergleichen Stämme schicken sich entweder gar nicht, oder doch nur selten zu unserm Endzweck, wie in der Folge zu ersehen seyn wird; denn es kommt hier hauptsächlich darauf an, daß der

Ort, wo sie erzogen werden sollen, die dazu erforderlichen Eigenschaften habe.

Es ist eine långst ausgemachte Sache, daß zum gedeyhligen Wuchß eines Baumes nöthig sey, daß er bey dem Versetzen allemal wieder in einen solchen Boden gebracht werden müße, der demjenigen, worinnen er vorher gestanden hat, åhnlich ist. Er muß also nicht trockener, feuchter, schwehrer, leichter, oder gar magerer seyn als derjenige, woraus der Baum, ehe er verpflanzt wurde, Nahrung zog. Ja es thut selten gut, wenn eine Abwechselung mit weißen und schwarzen Boden vorgenommen wird. Soll aber ja einige Veränderung stat finden, von der man sich gute Folgen zu versprechen hat, so ist es diese, wenn ein Baum aus geringen in beßern, der aber in denn übrigen Stücken mit jenen überein kommt, versetzt wird, wo er beßere Nahrungssäfte findet. Würde aber diese

Aehnlichkeit wegfallen, so wäre die Güte des Bodens dennoch kein Ersatz derselben. Wer zum Exempel einen Baum, der in leichten magern Sandboden erwachsen ist, in eine schwehre Erde versetzen wollte, der würde finden, daß er, ob dieselbe gleich noch so gut wäre, demohnerachtet entweder gar verderben, oder doch schlechten Wuchs zeigen würde. Gleicher maßen verhält es sich mit den übrigen Veränderungen.

Da nun an der genauen Beobachtung jetzt angeführter Dinge sehr viel gelegen ist; so muß vor der Anlage der Baumschule die Beschaffenheit der Orte, worauf die Bäume gesetzt werden sollen, in Erwägung gezogen werden; dadurch sind die Fehler zu vermeiden, die außerdem, bey der Wahl des vor sie bestimmten Platzes leicht begangen werden.

Da die Beschaffenheit des Bodens oft in einem kleinen Umfang sehr veeschieden ist, so muß man freylich wohl das Augenmerk auf den grösten Theil richten, oder es müßen, wenn der Unterschied gar zu groß ist, mehrere Baumschulen auf verschiedenen Plätzen errichtet werden. Sind nun die Eigenschaften des Landes, auf welchen unsere zu erziehende junge Bäume künftig wachsen sollen, bekant: so ist die Wahl des Orts zu der Baumschule sehr leicht. Doch ist rathsam, daß unter den Gegenden die sich zu diesem Endzwek schiken, die magerste ausgelesen wird. Ob nun zwar die Stämme hier nicht so geschwind als in gutem Lande wachsen, so werden sie doch nach ihrer Versetzung, wenn sie in bessers gebracht werden, das versäumte bald nachhohlen. Diejenigen aber welche wieder in eben solches Land kommen, wachßen nach Vermögen. Wenn ich hier von schlechten Boden rede, so verstehe ich keinen solchen darunter,

ter, der ganz und gar nicht geschickt ist Bäume zu tragen. Kosten und Arbeit würden da verlohren seyn. Hierzu muß er allerdings vermögend seyn. Wenn ich also behaupte: daß die Baumschule auf dem magersten Boden angelegt werden solle, so muß derselbe zwar an und vor sich dazu tauglich, aber verhältnismäßig gegen den, wo sie künftighin versetzt werden, geringer seyn.

Wenn der bestimmte Ort im freyen liegt, wo Wilpret, Haasen oder zahmes Vieh Schaden thun können, so muß er umzäunt und gegen den Herbst, wenigstens Schuh tief umgegraben werden, doch ist dahin zu sehen, daß kein böser unfruchtbarer Boden herauf komme. Ist nun ein zureichender Vorrath von Aepfel- und Birnkernen gesämmelt worden: so säet man sie im November, December, Januar und Februar, nachdem es die Witterung verstattet. Die frischen Kerne sind die besten,

besten; denn von denen, die schon ein Jahr gelegen haben, gehen nicht alle auf. Wer dergleichen nicht genug von guten Obst bekommen kann, der bediene sich auch solcher, die von Holzäpfeln und Birnen gesammelt werden. Diese letztern haben (vor den vorigen) darinnen einen Vorzug vor den zahmen, weil unter denselben gewiße Arten angetroffen werden, die entweder von Natur kleine Bäume geben, wie der Johannis oder Paradiesapfel, die man hauptsächlich um Zwergbäume davon zu erziehen, unterhält; oder gewißen Krankheiten mehr als andere unterworfen sind, wie der Quitten und Erdberäpfel, welche den Brand sehr leicht bekommen. Die von deren Kernen erzogene Stämme könnten solche Eigenschaft leicht behalten. Ob nun dieses gleich noch nicht hinlänglich erwiesen ist, so hat es, da das Böse immer eher fort erbt als das Gute, doch viele Wahrscheinlichkeit. Proben davon zu machen, dürfte der Wis-

begier-

begierde ein wenig zu theuer zu stehen kommen. Wer also die Saat von zahmen Obstkernen unternehmen will, sammle sie selbst, damit er zu mehrerer Sicherheit jene Sorten vermeiden kann; oder bediene sich der wilden. Hierunter sind nehmlich die ganz wilden zu verstehen und keine solche, die von weggeworfenen zahmen Obstkernen in den Wäldern wild erwachsen sind. Wiewohl auch diese brauchbar wären, wenn man nur aus der Gestalt der Frucht muthmaßen kann, daß sie nicht von angeführten Sorten entstanden sind.

Die Saat selbst wird folgendermassen verrichtet. Wenn das Land gehörig zubereitet, und recht klar und eben gemacht worden ist: so werden nach der Gartenschnur mit einem Holz kaum Zoll tiefe Graben zwey Schuh weit von einander gemacht. In leichten Sandboden können sie zwar etwas tiefer seyn,

in

in schweren hingegen würden wenige Pflanzen zum Vorschein kommen, wenn die Kerne tiefer lägen. In diese Graben werden sie ganz dick gesäet, und mit Erde bedeckt. Es bringet keinen Schaden, wenn sie auch kaum Fingers breit von einander entfernt liegen, denn es bleiben verschiedene aus, und wenn sie ja zu dick aufgehen, so können die überflüßigen hinweg geschaft werden.

Viele säen die Kerne untereinander; ich halte aber vor beßer, wenn jede Sorte allein, und zwar erst eine Reyhe Birn, und denn in die folgende Aepfelkern gelegt werden. Es hat diesen Nutzen; da die Aepfelstämme sich mit ihren Wurzeln weit in der Oberfläche ausbreiten, die Birnen aber damit mehr in die Tiefe gehen, so können die Wurzeln der ersten bey dem künftigen Ausheben mehr geschonet werden, weil bey den Birnstämmen,

men, wenn man sie heraus nimt, weniger Platz erforderlich ist.

Wer Gelegenheit dazu hat, und den besaamten Platz im Frühjahr bey erfolgten dürrem Wetter einigemal begießen wollte, würde ganz wohl thun. Doch ist dieses nicht unumgänglich nothwendig.

Sind endlich die Pflänzgen aufgegangen, so müssen sie da, wo sie zu dick aufgegangen sind, verzogen werden, daß nur alle drey bis vier Zoll eins stehen bleibt. Imgleichen ist das Ausjäten des Unkrauts, so oft sich dergleichen zeigt, nicht zu versäumen. Es thun daher diejenigen nicht wohl, die sich der Linien nicht bedienen, sondern die Kerne nur auf das Land hinstreuen. Sie werden damit freylich geschwind fertig, allein bey dem Jäten sowohl als bey dem Ausheben finden sich viele Beschwehr-

lichkeiten, deren man bey der Saat in Linien überhoben ist.

Im ersten Sommer läßt man die Pflanzen ohngehindert fortwachsen. Haben sie aber da schon Zweige angesetzt, die ganz nahe an der Erde befindlich sind, so werden diese im andern Sommer am Stamm abgeschnitten, denn dieser muß wenigstens Schuh hoch vom Boden rein und glat seyn. In der Folge können ihnen auch die Spitzen des Gipfels und der Zweige ein wenig verstuzt werden, damit sie nicht sowohl in die Höhe als in die Dicke wachsen, welches zu dem baldigen Pfropfen dienlich ist.

Die Zeit, wie lange die Bäumgen in ihrer ersten Pflanzschule stehen bleiben sollen, ist nicht allemal genau zu bestimmen. Herr Reichardt giebt zwar 3 bis 4 Jahre mit gutem Grund an, denn wenn die Versetzung eher geschieht, so

zieht der Frost die Birnstämmgen gern aus der Erde, weil sie sich mit ihren wenigen Wurzeln, deren sie bey dem Ausheben noch ein Theil verliehren, nicht fest genug anhalten können. Hat aber der Boden vor der Saat wegen einer etwan darunter befindlichen übeln Erdlage, nicht tief genug gegraben werden können: so würden die jungen Bäumgen in ihrem Wachsthum sehr gehindert werden. In diesem Fall ist es viel besser, wenn die Versetzung in die rechte Baumschule schon im dritten Frühjahr geschieht. Die Wurzeln werden dabey so viel möglich geschont, und nur die, welche zerknikt sind, und die so gerade hinunter in den Boden gehen, beschnitten, damit sie veranlaßet werden, in der Oberfläche der Erde neue anzusetzen. Das Frühjahr gebe ich aus dem Grunde als die schiklichste Zeit zu dieser Verpflanzung an, weil die Stämmgen alsdenn Zeit haben, sich gegen die Fröste in Wurzeln fest zu setzen. Sollte der

Frost aber dennoch hier oder da einen Birnstamm nur ein wenig heben: so muß er, wenn er nicht verderben soll, heraus gezogen und wieder frisch gesetzt werden. Geschieht das Versetzen vermittelst des Einschlämmens, so werden die Stämme nicht nur insgesamt gerathen, sondern beßer wachssen, als wenn sie noch auf ihrem alten Ort stünden. Wer aber aus Eigensinn bey der alten Versetzungsart bleiben will, dem kann ich zwar nicht genau bestimmen, wie viele eigentlich durch die ungeschikte Behandlung, oder bey trokenem Wetter zu Grunde gehen werden; doch dieses behaupte ich mit vieler Zuverläßigkeit, daß keiner, im Anfang sonderlich, treiben wird, bis er sich nach und nach erst wieder erhohlt hat.

Die zweyte Baumschule, in der die Stämme so weit erzogen werden, bis man sie an Ort und Stelle, wo sie künftig stehen bleiben sollen, versetzen kann, wird im

Sommer vorher zu recht gemacht und im Herbst tief umgegraben. Von der Beschaffenheit des Bodens habe ich oben schon das gehörige erwehnt. Ich erinnere also hier nur noch dieses, daß vorher keine Bäume daselbst gestanden haben dürfen, weil derselbe sonst von den Salzen, davon die jungen Bäume ihre Nahrung haben sollen, zu sehr entblößt seyn würde. Herr Reichardt sagt: der Ort, wo ein Baum gestanden hätte, erfordere dreyßig Jahre, bis er so viel Kräfte sammelt, daß er wieder einem andern hinlängliche Nahrung verschaffen könne. Ist man versichert, daß die Bäume daraus auf bessere Orte gesetzt werden, und das Erdreich wäre etwan gar zu mager, so kann es im Herbst, mit etwas kurzen verfaulten Mist, worunter kein Stroh ist, verbeßert werden; doch darf dieses nur im Nothfall geschehen, und ist rathsamer, wenn es so lang verspart wird, bis man sieht, daß es den gesetzten Stämmen am Trieb fehlt, da ihnen

 denn

denn dadurch geholfen wird, wenn im Herbst dergleichen Mist oben auf den Boden gestreut und flach untergehackt wird, nur darf er weder Stamm noch Wurzel berühren.

Die Größe dieser Baumschule muß nach der Anzahl der Stämme, die vor das gemeine Wesen erzogen werden sollen, eingerichtet werden. Man erwäge hierbey, daß diejenigen, welche auf Anger und Viehweiden gepflanzt werden, eine solche Höhe haben müßen, daß das Vieh ihre untersten Aeste nicht erreichen kann. Zur Erreichung derselben müßen sie Raum haben. Sie müßen also in der Baumschule wenigstens 4 Schuh weit von einander stehen, wenn sie sich nicht selbst hinderlich fallen, und endlich gut ausgehoben werden sollen.

So lange die Stämmgen noch klein sind, wäre eine solche Weite unnöthig; man

man richtet also die Pflanzung dergestalt ein, daß die Linien 2 Schuh, und die Stämmgen in denselben eben so weit von einander stehen. Es wird nicht jede Sorte zusammen, sondern erst zwey Aepfel, denn zwey Birn, darauf wieder zwey Aepfel und wieder zwey Birnstämme, gesetzt, und damit so fortgefahren. Bey dem Pflanzen werden sie, wenn es nöthig ist, nochmals von unten hinauf Schuh hoch ausgeputzt, und der Gipfel nebst den Seitenzweigen bis auf einige Augen weggeschnitten. Den Sommer über müßen sie vom Unkraut rein gehalten und dabey bisweilen nachgesehen werden, ob nicht an einigen junge Triebe, zu nahe an der Erde, zum Vorschein kommen, welche so gleich wegzuräumen sind. Sollte der Boden sehr fest geworden seyn, so werden sie im October behackt, damit die Winterfeuchtigkeit desto beßer zu den Wurzeln dringen könne; doch muß es mit großer Behutsamkeit geschehen, daß denselben

kein Schade zu gefüget werde. Im ersten Jahr könnte dieses Behacken wohl unterbleiben, weil der Frühjahrsfrost den Birnstämmen dadurch gefährlicher werden dürfte, in der Folge aber ist es niemals zu unterlaßen.

Sind nun die Stämme Fingersdick, so können sie schon mit guten Reissern bepfropft werden. Man bedient sich hierbey am liebsten des Pfropfens in die Rinde, weil theils der Stamm dadurch weniger verlezt wird, und das Einsezen des Reisses nicht so viel Behutsamkeit erfordert, als bey dem Spaltpfropfen nöthig ist. Die Reisser werden Schuh hoch aufgesezt. Wollte man sie niedriger aufsezen so ist es deswegen nicht zu rathen, weil der Stamm, im Fall das Reiß nicht geriethe, leicht verderben könnte. Dieses geschieht, wenn es Schuh hoch aufgesezt worden ist, nicht so leicht, weil der Stamm alsdenn mehrentheils wieder ausschlägt,

und

und also nochmals gepfropft werden kann.

Reisser von einer Art werden in einer Reyhe gepfropft. Bestünde nun die Linie aus 50 Stück Aepfel- und eben so vielen Birnstämmen, so könnten auf die ersten 25 z. E. Borstorferäpfel, und auf die folgenden Reinetten Reisser gesetzt werden. Mit den Birnstämmen wird auf gleiche Art verfahren. Dieses wird gleich in ein Verzeichnis eingetragen. Wenn nun ein oder das andere Reiß nicht gerathen sollte, so müßen im folgenden Jahr eben diese Sorten wieder darauf gepfropft werden, damit es keinen Irthum giebt. Die zweyte Reyhe bekomt eben die Sorten wieder wie die erste. Die dritte und vierte Linie erhalten wieder einerley, aber von anderer Gattung, und so weiter. Die Ursach, weswegen zwey Reyhen mit einerley Reissern bepfropft werden, ist diese, weil die eine davon bald

wieder weggenommen wird. Wollte man aber in der zweyten, vierten, sechsten andere Reisser nehmen als in der ersten, dritten und fünften, so würden diese Sorten alsdenn in der Baumschule fehlen.

Daß nach geschehenen Pfropfen die Stämme von wilden Ausschlägen, so lange Hofnung da ist, daß die Reisser noch treiben können, beständig rein gehalten werden müßen, ist eine so nöthige als bekannte Sache. Bey vielen erfolgt der Trieb erst im andern Saft. Haben die gepfropften Stämme ein paar Jahre gewachsen, und eine ziemliche Höhe erreicht, so wird die 2te, 4te und 6te Reyhe ausgehoben, und in den stehen bleibenden Linien nimt man von dreyen allemal den mittelsten Stamm hinweg, daß also jetzt ein Apfel und ein Birnbäumgen aufeinander folgen. Um dieser Abwechselung willen wurden Anfangs zwey Stämme von einer

Art nebeneinander gesetzt. Nun hat jeder Stamm einen vier Schuh weiten Astand von dem andern.

Die auszuhebenden Stämme können an Orte versetzt werden, wo des Viehes wegen nichts zu besorgen ist. Sie können den Einwohnern vor ein geringes Geld in ihre Gärten überlaßen werden. Ja auswärtige werden gerne ein mehreres davor geben, wenn sie versichert sind, daß sie mit den verlangten Arten bewähret werden. Das avor gelösete Geld wird ein Ersatz der auf die Anlage der Baumschule verwandten Kosten seyn, ja es kann an einigen Orten, wo junge Bäume gut bezahlt werden, noch Ueberfluß bleiben.

Wenn ein Stamm ausgehoben wird, müßen nicht nur seine sondern auch des Nachbars Wurzeln so viel möglich geschont werden; auch sind die Gruben, wo die Bäume heraus gethan worden sind,

sind, wieder auszufüllen, damit keine Wurzel von einem Nachbar, die vielleicht dabey entblöst ist, Schaden leide.

Die in der Baumschule stehen bleibende Stämme werden nach und nach in die Höhe gezogen, daß sie schöne lange Schäfte bekommen, und dadurch zu ihrer künftigen Bestimmung taugbar werden. Auf einmal darf dieses nicht geschehen, sonst würden sie in ihrem Wachsthum sehr gehindert werden, beständig unproportionirt dünn bleiben, und die Platte, wo das Reiß aufgesetzt wurde, sehr langsam überwachsen. Man läst sie daher im ersten Jahr wachsen wie sie wollen, in den folgenden aber nimt man ihnen nach Beschaffenheit ihrer Stärke einen auch zwey Seitenäste. Da sie nun, besonders im Anfang, nahe beysammen stehen, so treiben sie sich von selbst einander in die Höhe.

Haben sie nun endlich die verlangte Größe erreicht: so ist es Zeit, sie an die Orte hinzupflanzen, wo sie vollkommen erwachssen sollen. Hier müssen sie von Rechtswegen um des guten Ansehens willen in eine gewiße Ordnung gesetzt werden. Gut ist es wenn man die, deren Früchte zugleich reifen, zusammen bringt, damit sie beßer gehütet werden können, als wenn sie zerstreut von einander stünden. Bey dem Einsetzen wird jeder Stamm mit einem Pfahl versehen und mit Dornen bebunden, damit sich das Vieh nicht daran reiben und sie umdrücken kann.

Wo kein Wasser in der Nähe ist, da werden sie am besten im Herbst versetzt. Wenn die Wurzeln vorher gehörig beschnitten sind, legt man sie zurecht, bringt klare Erde dazwischen, daß sie nicht hohl liegen, und überläst die Befruchtung, nachdem die Grube mit eben solcher Erde ausge-

gefüllt worden ist, der Winterfeuchtigkeit. Diese Art ist ungleich beßer, als wenn die Erde an die Wurzel angetreten wird. Kann man aber Wasser genug haben, so ist die Versetzung im Frühjahr vermittelst des Einschlämmens eben so gut.

Anweisung, wie Bäume mit voller Wurzel ausgehoben werden können.

Es ist bekannt, daß die Wurzeln der Bäume in Absicht ihrer Anzahl, Größe und Länge mit der Größe und Stärke des Baums, den sie ernähren müßen, in einem gewißen Verhältniß stehen. Wie sehr wäre zu wünschen, daß diejenigen, welche sich mit ihrer Versetzung beschäftigen, die Richtigkeit dieses Satzes einsehen mögten. Wie glücklich würden sie von denen Fehlern befreyt bleiben, die sie aus Unwissenheit nur gar zu häufig begehen, und

und mit wie viel größern Vortheilen würden sie ihre Arbeit unternehmen. Allein wie können sie diese Kenntniß erlangen, da sie Bäume, die nur einige Höhe haben, mit allen ihren Zweigen, vor unversetzbar halten. Sie hauen sie ihnen ab, und sind zufrieden, wenn der Stamm, bey dem Ausheben nur einige verstümmelte Wurzeln behält. So setzen sie ihn, und frolocken, wenn er wieder ausschlägt. Sie haben auch in der That Ursach dazu.

Wie sieht es aber da aus, wenn ein Stamm von ziemlicher Größe, der schon tragbar ist, mit voller Krone versetzt werden soll? Dieser muß doch wohl alle seine Wurzeln behalten, denn da er dieselben miteinander zu Erhaltung seiner Zweige benöthigt war, so wird er auch wohl wenige entbehren können, wenn diese fernerhin ernährt werden sollen. Ey da muß er im Winter, wenn die Erde recht angefrohren ist,

ist, weit umgraben, und mit dem ganzen Ballen an Ort und Stelle geschaft werden. Gut. So wollen wir indessen den Zaun oder die Gartenmauer einreissen, und alle im Wege stehenden Bäume abhauen, daß der aufgeladene Berg, worauf ein Bäumgen steht, das ein Mann leicht trägt, mit zehn Pferden seinen prächtigen Einzug halten kann. Denn so viele gehören gewiß dazu, wenn der Ballen alle Wurzeln eines im Durchmesser nur drey Zoll haltenden Baumes in sich fassen soll. Diese Umstände sind nicht nöthig, ein solcher Stamm kann ohne alle Erde mit seiner ganzen Crone versetzt werden. Es kommt nur darauf an, daß wir die meisten seiner Wurzeln unbeschädigt aus der Erde zu bringen suchen. Hierzu gehören einige Vortheile, die ich anzeigen will, wenn wir uns vorher mit den Wurzeln selbst ein wenig bekannt gemacht haben werden.

Wie die Bäume in ihren Wuchs verschieden sind, indem eine Art mehr in die Höhe wächst, da die andere hingegen sich mehr ausbreitet, eben so verschieden sind auch die Wurzeln. Einige davon gehen mehr in die Tiefe; einige durchkriechen bloß die Oberfläche der Erde nach Beschaffenheit ihrer Art bald mehr, bald weniger. Das Steinobst, als die Kirschen und Pflaumengeschlechter treiben, wenn sie zumal guten lockern Boden finden, ihre Wurzeln so weit in denselben hinein, daß diese die Höhe des Baums in der Länge weit übertreffen. Die von solchen Bäumen in einer unglaublichen Weite hervorkommende Wurzelausschläge sind unumstößliche Beweise hiervon, welche dem aufmerksamen Auge des Naturforschers überzeugend genug sind, wenn gleich andere unachtsam drüber hinsehen.

Der Apfelbaum bleibt ebenfalls mit seinen Wurzeln in der Oberfläche, doch läßt er sich mit einem geringern Umfang begnügen; der Birnbaum hingegen treibt die seinigen tief in den Boden hinein. Allein die Umstände verändern die Sache auch hier. Wird ein Birnbaum versetzt, da ihm die gehabte Pfahlwurzel benommen, oder doch beschnitten werden muß, so kriegen die neuen Wurzeln nicht selten eine ganz andere Richtung, und laufen oft gleichfalls horizontal im Boden weg. Bey Aepfeln findet eben so wohl eine solche Abweichung von der gemeinen Regel statt. Ich ließ einmal einen solchen Baum, der schon längst hätte tragen können, wenn er nicht deswegen, weil man ihn in der Jugend auf den Stock eines vorher daselbst gestandenen Apfelbaumes gesetzt hatte, verbuttet wäre, ausheben. Dieser hatte alle Kräfte angewendet mit seinen Wurzeln frischen unausgesaugten Boden zu suchen; es waren dieselben daher

her so weit fortgelaufen, daß ich ihre Länge nicht entdecken konnte. Sie waren von gleicher Dicke, und am Stamm kaum kleinen Fingers stark. Dergleichen Kenntnisse muß sich derjenige sammeln, welcher Bäume gehörig auszuheben unternimmt; wenigstens muß er wissen, wie die Wurzeln dieser oder jener Gattung, ohne erlittene solche und ähnliche Veränderungen, deren ich hier Erwehnung gethan habe, in ihrem natürlichen Zustande, beschaffen sind, wie weit sie sich ohngefehr in dem Boden erstrecken.

Es würde zu viel gewagt seyn, wenn ich, auch nur bey dieser oder jener Art, genau bestimmen wollte: wenn der Baum so groß ist, so sind die Wurzeln allemal von der Länge, keinen Zoll drüber oder drunter. Das würde oft nicht zutreffen. Jedoch getraue ich mir gewisse Regeln anzugeben, durch deren Beobachtung Bäume dergestalt ausgehoben wer-

den können, daß sie ohne Bedenken mit der ganzen Krone versetzt werden können.

Was das Kernobst anbelangt, so will ich annehmen, daß ein Apfelbaum auf einem freyen Platz stünde, wo ihn nichts gehindert hat seine Zweige überall frey auszubreiten, dessen Wurzeln werden in der Erde eben so weit reichen, als die Aeste über derselben. Hätte er aber eng gestanden, oder wäre durch die Kunst in die Höhe getrieben worden, so trift es nicht zu. In solchem Fall würden die Wurzeln viel weiter reichen. Einige Uebung und gute Ueberlegung werden dabey die besten Lehrmeister seyn.

Die Wurzeln eines untersetzten Birnbaumes erstrecken sich nicht so weit, aber desto tiefer. Ist er hingegen schon versetzt worden, daß er mehrere Seitenwur-

zeln hat ansetzen müssen, so wird obiges Maaß hier gleichfalls zutreffen.

Was fangen wir aber mit dem Steinobst an, wenn es so weit um sich wurzelt? Es würde hier freylich sehr beschwerlich, ja oft unmöglich seyn, wenn ein nur armsdicker Baum ohne die geringste Einbusse einiger Wurzel sollte ausgehoben werden. Das wäre ein Stückgen Arbeit für die Herren, die alle große Bäume mit dem Ballen versetzt wissen wollen. Bey dieser Gelegenheit könnten sie aus ihrem eigenen und des Nachbars Garten einen recht tüchtigen Ballen machen. Doch wir wollen ihnen die Mühe ersparen. Das Steinobst scheint hauptsächlich deswegen seine Wurzeln so weit zu treiben, daß sie aus der Ferne immer neue Säfte herbey führen sollen. Werden ihm bey dem Versetzen diese nun durch gute Erde hinlänglich gereicht, so wird der Abgang der langen Wurzeln

 da-

dadurch ersetzt, wenn der Stamm nur so viele behält, daß er genugsame Nahrung anziehen kann; so viele aber hat er allemal in der Nähe. Man betrachte einen alten ausgegrabenen Zwetschkenbaum, so wird sich finden, daß er gerade unter dem Stamm eine Menge Faserwurzeln hat. Wenn also ein Baum von dieser Art mit der Crone versetzt werden soll, und er wird eben so weit, als seine Zweige reichen, ausgehoben, so hat man an seinem Gerathen nicht zu zweifeln, wenn er nemlich bey dem Einsetzen gleichfalls recht behandelt wird.

Das Ausheben selbst wird folgendermassen verrichtet: So weit, wie die Zweige reichen, wird auf der Erde um den Stamm herum ein Ring gezeichnet. Ausserhalb desselben wird ein Graben von solcher Breite gemacht, daß der Arbeiter die Erde mit der Schaufel bequem heraus werfen kann. Ist dieser von ei-

niger Tiefe, und es zeigen sich nur wenige oder noch gar keine Wurzeln, so haut ein anderer mit der Spitzhaue *) in den um den Baum stehengebliebenen Creyß von der Seite hinein, und macht dadurch die Erde los. Ehe dieser ein paarmal rund herum wird gehauen haben, so werden sich Wurzeln im Ueberfluß zeigen. Die in den Graben fallende Erde wird beständig heraus geworfen, und derselbe immer tiefer gemacht, wobey die Erde vermittelst der Spitzhaue immer aus dem Ballen herausgearbeitet wird. Kommen nun unten keine Wurzeln mehr zum Vorschein,

*) Unter der Spitzhaue wird keinesweges die schmahle verstanden, denn wenn diese auch nur zwey Finger breit wäre, so würden die Wurzeln dadurch beschädigt werden. Die rechte Spitzhaue ist rund, und läuft spitzig zu, ohne einige Schärfe zu haben: sie wird an einigen Orten der Pickel genennt.

schein, wenn dieser gleich dünner wird, so hat man nicht nöthig, tiefer zu graben, sondern beschäftiget sich bloß mit denselben. Je mehr der Ballen nun abnimmt, desto mehr stehen große und kleine Wurzeln dem Arbeiter im Wege. Man muß dieselben also zusammen fassen und in die Höhe heben lassen. Ist der Baum nun ledig, so wird er mit aller Behutsamkeit, daß die Wurzeln nicht geknickt werden, umgelegt, und die unter dem Stamm zwischen den starken Wurzeln noch klebende Erde, losgemacht. Ist der Ort, wo derselbe eingesetzt werden soll, entfernt, so müssen die Wurzeln am Stamm in die Höhe, oder unten zusammen gebunden werden, weil sie sonst im Transport hinderlich seyn würden. Mit den Zweigen ist dieses Verfahren gleichfalls nöthig, damit sie, wenn der Baum getragen wird, nicht auf der Erde schleifen, und dadurch schmutzig, oder durch Abschälen der Rinde beschädigt werden. Wird ein

so

so ausgehobener Baum gleich wieder eingesetzt, daß die Wurzeln nicht matt werden, so weiß er von dem Versetzen nichts, wenn er eingeschlämmt wird, ja er wird gleich im ersten Sommer besser treiben, als er wohl vorher gethan hat, er kann auch tragen, wenn die Verpflanzung gleich denn erst geschehen wäre, da die Tragknöpfe schon gerückt haben.

Von dem Gartensallath.

Sollte es denn wohl der Mühe werth seyn, von diesem bekannten Gewächs, dessen Anbau jede alte Frau inn- und auswendig zu verstehen glaubt, in dieser Schrift zu handeln, worinnen die Leser, aus dem Grunde, reellere Sachen vermuthen werden, weil mein Vorsatz nicht ist von allen Gartenproducten zu reden, sondern nur von denenjenigen, bey welchen

ich einige Vortheile anzuzeigen Gelegenheit finde. Es ist wahr, diese Pflanze ist so gemein, daß sie auch diejenigen, die Waitzen und Gerste auf dem Felde nicht zu unterscheiden wissen, dennoch kennen. Allein darum hat sie nichts von ihrem Werth verlohren; in der silbernen Schaale auf der Tafel des Fürsten, wo sie von der Hand der Hofdame in Weineßig und Provencer Oel herumgewälzt wird, und in der irdenen Schüssel des Landmanns mit Biereßig gebrüht, bleibt sie immer Sallath, immer eine angenehme Speise, die von vielen der theuren Ananas vorgezogen wird, ohnerachtet sie nicht aus fremden Ländern kommt, sondern fast bey jeder Bauernhütte ganz demüthig erwächst.

Da nun der Sallath so beliebt ist, so verdient die Beschreibung seines Anbaues hier um desto mehr eine Stelle, weil ihn viele entweder ganz unrecht, oder doch so behandeln, daß sie ihren Endzweck langsam

sam und mit vieler Mühe erreichen, die sie ersparen, und dennoch weit eher die schönsten Köpfe dafür erziehen könnten.

Der Sallath verlangt, wenn er wohl gerathen soll, fettes, gutes Land, Platz, sich auszubreiten, und freye Luft und Sonne. Ist der Saamen nun von guter Art, so werden wir nicht leicht zu klagen Ursach haben, daß wir keine tüchtigen Köpfe bekommen. Hier aber versehen es die meisten, wo nicht in einem, doch gewiß in dem andern Stück. Schon bey dem Säen wird der erste Fehler begangen. Hier wird das Sprüchwort: non quam multum, sed quam bene, selten in Erwägung gezogen. Man streut den Saamen recht dick über das Beet, weil manche Körner nicht aufgehen, und viele Pflanzen von den Schnecken weggefressen zu werden pflegen, und nimmt sich vor, die zu dick stehenden zu verdünnen. Geschähe dieses zu rechter Zeit,

ehe

ehe sie sich mit ihren Blättern berühren, so wäre es gut. Ach nein, das ist zu bald! wenn die Pflanzen erst größer sind, so kann manches Gericht aus einem Beet geholt, und viele Schock Setzsallath nach und nach herausgezogen werden. Das ist wahr, wem es darum zu thun ist, seinen Appetit mit jungen Sallath zu stillen, und zufrieden ist, wenn andere Beete nur mit Pflanzen besetzt sind, ohne sich zu bekümmern, was daraus werden wird, dessen Verfahren will ich nicht tadeln, jedoch beschwere er sich alsdenn nicht, wenn er keine tüchtigen Köpfe kriegt. Denn aber ist des Klagens kein Ende: mein gesetzter Sallath schießt mit einander in den Saamen, es muß der Saamen nichts getaugt haben. Ey, der kann recht gut gewesen seyn, aber der Gärtner hat nichts getaugt. Schon von der zartesten Jugend an haben die Pflanzen einander in die Höhe treiben müssen.

Sich

Sich auszubreiten war ihnen nicht möglich; sie brachten also die Anlage zum Saamenstengel schon mit, da sie versetzt wurden. Befanden sich dem ohngeachtet einige darunter, mit denen es noch nicht so weit gekommen war, weil ihnen vielleicht ein Zufall gleich anfangs Raum gemacht hatte, so müssen sie nach dem Versetzen dennoch vor der Zeit schiessen, weil ihnen der Platz zu bald verengert wird.

Wenn man ein erstbesetztes Sallathbeet betrachtet, so stehen die Pflanzen kaum handbreit von einander, ohne daß darnach gefragt wird, ob es große oder kleine Köpfe werden sollen. Ehe die äussern Blätter die Hälfte ihrer Größe erlangt haben, so hindern sie einander schon, weil auf dem Fleck, den eine vollkommene Staude bedecken würde, wohl vier bis sechs Pflanzen stehen; sie richten also ihren Wuchs dahin, wo sie keine

Hin-

Hinderniß finden, nemlich über sich, und treiben in die Saamenstengel. Wenn sie denn nun also zum Verspeisen nichts mehr taugen, so müssen sie doch zu etwas genutzt werden, sie müssen Saamen tragen. Dieser wird im folgenden Jahr wieder gesäet und auf eben diese Art behandelt, oder andern überlassen, die denn aus dergleichen untauglichen Waare nichts tüchtiges erziehen können, sie mögen es auch angreifen wie sie wollen.

Diejenigen, welche noch keine gründliche Kenntniß von dem Sallathbau haben, können sich zwar in den beliebten Reichardtischen und andern guten Gartenschriften Raths erhohlen, doch wird es manchen vielleicht nicht unangenehm seyn, wenn ich ihnen die Methode, deren ich mich seit einigen Jahren mit Nutzen bediene, eröfne. Sie werden, wenn sie mir nachfolgen, viel Zeit und Mühe

ersparen, und doch geschwinder guten Sallath bekommen, als andre, die bey der überall üblichen Mode bleiben.

Ich sahe, daß das Versetzen der Sallathpflanzen zwar in so fern gut sey, weil sie dadurch in bessern Boden kommen, und mehreren Raum kriegen, daß es aber zu der Vestigkeit und Güte des Kopfs sonst im geringsten nichts beytrage, und die Meynung derer, die solches behaupten, in der Einbildung bestehe, weil unversetzte Pflanzen, wenn sie anders Raum und gutes Erdreich gehabt hatten, den versetzten, in allen Stücken, die man von einem vollkommen guten Sallath verlangt, nichts nachgaben. Zugleich bemerkte ich, daß die nach der gewöhnlichen Art versetzten lange trauerten, und ihre Blätter auf der Erde liegen liessen, weßwegen oft ganze Beete von den Schnecken in einer Nacht weggefressen wurden. Entgien-

gen sie diesem Uebel, so mußten sie alle Tage, und bey großer Hitze, täglich zweymal begossen werden, da denn doch diejenigen, die viele Wurzeln verlohren hatten, verdarben. Waren sie endlich mit vieler Mühe so weit gebracht, daß sie gerathen waren, so hatte ich nichts weiter erlangt, als daß ich die Köpfe vier Wochen später bekam, als ich sie würde gehabt haben, wenn ich sie unverpflanzt hätte wachsen lassen. Ich machte die Probe, und besäete ein Beet ganz dünn mit eben der Sorte Sallathsaamen, davon ich abends zuvor einige Beete mit Pflanzen besetzt hatte. Die aufgegangenen Pflänzgen wurden von Zeit zu Zeit verzogen, daß sie immer Raum genug behielten. Sie wuchsen recht gut fort, und ich hatte das Beet, worauf die schönsten Köpfe gestanden hatten, bereits leer gemacht, ehe die von den verpflanzten zu gebrauchen waren. Ich beschloß also, das Sallathversetzen, als

eine zeitverderbliche und unnöthige Sache zu unterlassen, und zwar um so viel mehr, weil man von dergleichen im Wachsthum aufgehaltenen Pflanzen, wenn es zumal späte Sorten sind, in manchen Jahren keinen reifen Saamen bekommt. Ich habe es nachher immer so gehalten; wenn der Garten, so bald man im Frühjahr graben konnte, zurecht gemacht war, so machte ich an beyden Seiten derer für die Gurken bestimmten Beete einen nicht ganz zolltiefen Graben, in diesen ließ ich den Sallathsaamen so dünn als möglich streuen, und wieder zudecken, ohne mich weiter darum zu bekümmern. Dieser gieng auf, sobald es ihm die Witterung verstattete. Die Pflanzen wurden gehörig verzogen, und weil auf jedes Beet nur einerley Sorte gesäet war, so konnten die kleinern Arten durch keine größern Köpfe zum Aufschiessen genöthigt werden. Ich bekam also jährlich den besten

sten Sallath. Kam die Zeit, daß die in die Mitte des Beets gepflanzten Gurken zu laufen anfiengen, so war der Sallath schon weggeräumt. Dieses hätte nicht geschehen können, wenn er dahin wäre gepflanzt worden. Man sollte glauben, da auf ein 4 Schuh breites Beet doch nur eine Reihe Gurken in die Mitte kommt, so könne man wohl auf jeder Seite 2 Reihen Sallath säen. Was den Sallath anbelangt, da geht es freylich an; die Gurken aber müssen es entgelten, weil ihnen von den Sallathwurzeln die Nahrung aus dem Boden gesaugt wird. Eben so wenig Nutzen bringt es, wenn solche Beete, die mit Kohlrabi und andern späten Pflanzen besetzt werden sollen, erst Sallat tragen müssen.

Wenn die Sallathköpfe in ihrer grösten Vollkommenheit sind, müssen sie durchsehen werden, welches die allerbesten

sind

sind. Diese bezeichne man mit einem dabey gestekten Stock, damit sie zum Saamen tragen stehen bleiben, denn ein Saame der von lokern Büschen gezogen wird, bringt gemeiniglich eben dergleichen wieder hervor. Es thun diejenigen nicht übel, die, wenn der Saame reift, täglich die eröfneten Saamen Capseln abrupfen, wer hingegen, wie es insgemein geschieht, die ganzen Stengel auszieht, so bald einige Zeichen der Zeitigung daran bemerkt werden, und sie abtroknen läßt, der erhält den Saamen zwar mit weniger Mühe; es ist aber vieler darunter, der noch nicht ganz reif ist, und also wenn er auch gleich aufgeht, doch schwehrlich so etwas tüchtiges zum Vorschein bringt, als der recht reife. Ferner beobachte man die Regel:

Daß niemals zweyerley Sorten Sallath, wenn sie zugleich blühen, zum Saamenbau dürfen stehen gelassen werden,

wenigstens müssen sie weit entfernt von einander stehen, sonst kömmt man um die rechte Art, und kriegt eine Bastartgattung, die von der Vermischung des Saamenstaubes von den zweyerley Pflanzen entsteht.

Ehe ich diese Abhandlung schließe, muß ich noch folgende Anmerkung hinzuthun. So wenig ich vor das Verpflanzen des Sallaths eingenommen bin, so verwerfe ich es doch in dem Fall nicht, wenn er eingeschlämmt wird. Hierzu gehören völlig unbeschädigte Wurzeln, wenn dasselbe von einigen Nutzen seyn soll. Hat er aber diese, so macht er nicht nur keine Mühe, wegen des beständigen Begiessens, sondern er wächst auch ohne Aufenthalt fort. Wer also frühe Pflanzen auf dem Mistbeet hat, wo sie, wegen der lockern Erde, leicht mit unbeschädigten Wurzeln auszuheben sind, und schlämmt sie im freyen Lande ein, der bekommt sehr bald Köpfe,

wer-

werden sie aber auf gut Gärtner mäßig mit verstutzten Wurzeln gesetzt, so ist es eine vergebliche Arbeit, weil die zu gleicher Zeit, in das Land bestellte Saat, dergleichen noch eher liefert.

Kann man einer vorzüglich guten Art habhaft werden, die Pflanzen wären aber schon zu groß, so kehre man sich nichts daran, sind die Wurzeln nur nicht beschädigt, so gerathen sie gewiß. Ich machte einmal die Probe mit dergleichen Pflanzen, die wegen anhaltender Dürre nicht versetzt werden konnten, und auf dem Mistbeet, wo sie einzeln stunden, schon so groß geworden waren, daß Jederman ihre Versetzung vor vergeblich würde gehalten haben. Auf den Beeten, die von der Hize steinhart waren, ließ ich Löcher hauen, in diese brachte ich die unbeschädigten Wurzeln meiner Pflanzen, und umschüt-

schüttete sie mit herbey getragenen Staub. Ich gab jeder so viel Wasser, als nur ein ziehen wollte. Ohnerachtet ich nun diese Versetzung nach Mittag um zwey Uhr in einer brennenden Sonnenhize unternahm, so stunden doch sämmtliche Pflanzen des andern Morgens so frisch, als wenn sie auf diesen Beeten erwachßen wären, sie gaben auch gute Köpfe. Ohnerachtet nun diese Verpflanzung nicht als beständig nachahmlich zu empfehlen ist, weil sie viele Mühe macht, so habe ich sie doch deswegen anführen wollen, damit ich zeigen konnte, daß große Sallathpflanzen eben so wohl noch zu versetzen sind als die kleinen, wenn es die Umstände erfordern.

Von der Corallenkirsche.

Dieses Gewächs hat seine Benennung von der Farbe seiner Kirschen ähnlichen Beeren. Es gehört zu den Stauden, doch kann ohne besondere Mühe ein artiges Bäumgen einige Schuh hoch davon gezogen werden, welches ein bessers Ansehen giebt, als wenn man sie wild vor sich hin wachsen läst. Seine vielen dünnen, mit schmahlen forn zu gespitzten dunkelgrünen Blättern besetzten Zweige, bilden auch ohne Beyhülfe der Kunst, eine artige Krone, der Stamm hat im ersten Jahr zwar eine grüne Rinde, die öfters gegen die Wurzel zu in das schwarze fällt, weswegen auch manche, die es nicht wissen, davor halten, die Pflanze werde verderben. Diese Sorge ist aber ohne Grund, denn wie das Bäumgen stärker wird, so vergeht

so wohl die schwarze als die grüne Farbe, und die Rinde wird lichtgrau, und etwas rauh anzufühlen. Die Wurzel besteht grösstentheils aus lauter Fasern. Schon im angehenden Sommer bringt es seine kleine weissen Blümgen, mit aufgerichteten und an den Stempel anliegenden Staubträgern, wie sie die Blumen solcher Gewächße zu haben pflegen, die mit dem Namen Solanum belegt werden, wozu es auch ohnstreitig mit gehört. Die ersten Blüthen fallen insgemein ab, die Früchte setzen sich erst mitten im Sommer- und angehenden Herbst an. Bis zu ihrer völligen Grösse sind sie dunkelgrün, welches Ansehen sie auch als denn noch einige Zeit behalten. Hierauf werden sie etwas heller, und nehmen endlich in wenigen Tagen darauf ihre schöne Corallenfarbe an. Läst man sie an den Bäumen, wie sie denn vor dem Frühjahr nicht leicht abfallen, so werden sie etwas dunkler. Hat ein solches

Bäumgen seine gehörige Verpflegung, so hengt es sich nicht nur sehr voll, sondern die Kirschen werden auch groß, daß es von weiten aussiehet, als wenn eine Menge kleiner Pomeranzen daran hingen. Die Blätter fallen im Winter, wenn es gegen den Frühling zugeht, ab. Es hat als denn das Bäumgen mehr Früchte als Blätter. Ob nun gleich diese Kirschen nicht genossen werden können, so belustigen sie doch das Auge, und werden anstatt der Orangen in die Winterbouquets gebunden, denen sie ein ungemein schönes Ansehen geben.

Dieses Gewächß gehört zwar nicht zu den allerzartesten ausländischen, indem es einen kleinen Frost nicht sonderlich achtet. Doch würde es zuverlässig verderben, wenn es im freyen Lande oder an einem zu kalten Ort sollte ausgewintert werden.

Wer die Verpflegung, die es verlangt, nicht versteht, der wird es oft einige Jahre haben, ohne die geringste Frucht davon zu sehen. Ich will also seinen Anbau kürzlich beschreiben, und dabey zugleich zeigen, wie seine Fruchtbarkeit zu Wege zu bringen sey. Dieses hat mich hauptsächlich bewogen, ihm eine Stelle in dieser kleinen Schrift zu vergönnen.

Die Erziehung der Corallenkirschenbäumgen geschieht auf doppelte Art; einmal durch den Saamen, und zweytens durch abgeschnittene Zweige.

Der Saame besteht in platten Körnern, derer bey sechzig Stück in einer Frucht enthalten sind. Er wird im März oder im Anfang des Aprils aus den Kirschen heraus genommen, einige Stunden zum abtrocknen hingelegt, und darauf in einen mit guter Gartenerde gefüllten Blumentopf gesäet. Gar zu tief

darf

darf er nicht unter die Erde gebracht werden, weil er sonst nicht aufgehen könnte; es ist schon hinlänglich wenn er eine nur Messerrückens dicke Decke über sich hat. Das Begiessen muß niemals vergessen werden, weil diese Saat die Feuchtigkeit ungemein lieb. Sobald derselbe aufgegangen ist, muß der Topf, so viel es nur wegen der Witterung möglich ist, am Tage freye Luft haben, des Nachts aber stellt man ihn hinter die zugemachten Fenster eines uneingeheizten Gemachs. Hier geniessen die jungen Pflänzgen doch einigermassen der durch die Scheiben eindringenden Luft, in deren Ermanglung sie langstielig werden und umfallen würden.

Haben dieselben nun einige Grösse erreicht, so werden sie, wenn keine Fröste mehr zu besorgen sind, im May oder im Anfang des f lgenden Monaths, auf eine fruchtbare Rabatte oder Gartenbeet gesetzt. Je fetter der Boden ist, desto besser

ser wird ihr Wuchs seyn. Ein etwas schweres Land ist dem leichten deswegen vorzuziehen, weil daßelbe die Feuchtigkeit, die sie sehr lieben, långer hålt als das letztere; woraus fast zu schliessen ist, daß die Corallenkirsche in ihrem Vaterlande vielleicht an beståndig feuchten und sumpfigten Orten wachse. Werden sie nun den Sommer über von Unkraut rein gehalten, und überhaupt wohl verpflegt, so sind sie zu Ausgang des Septembers wenigstens einen Schuh hoch, sie fangen auch an zu blühen, ihre Blüthen fallen aber im ersten Jahr ab, ohne Früchte anzusetzen.

Ist nun Michaelis vorbey, so wird jede Pflanze in einen Topf gesetzt, oder man bringt mehrere zusammen in einen Kasten. Wer sie in Töpfen behalten will, der muß rechte grosse dazu nehmen, weil sie sehr starck um sich wurzeln, und diese mit durchgesiebter Gartenerde, unter welche

über die Hälfte Misterde, die aus Rindsmist entstanden ist, gemischt wird, füllen. Nach dem Versetzen bleiben sie im Garten stehen bis sich die Fröste einstellen wollen; als denn aber werden sie, wenn kein Gewächshauß vorhanden ist, im Kellern, oder in uneingeheizten Stuben, in die kein starker Frost eindringen kann, ausgewintert.

Die meisten Gewächße wollen, so lange sie in der Winterung stehen, nicht mehr begossen seyn, als daß sie nur das Leben erhalten, weil es ihnen schädlich seyn würde, wenn sie zu viele Feuchtigkeit bekämen; bey denen Corallenkirschen verhält es sich aber anders. Sie können im Winter ein öfteres Begiessen nicht nur vertragen, sondern sie verlangen es so gar. So oft sie ihre Blätter hengen lassen, ist es ein Zeichen daß sie begossen seyn wollen.

Werden im Winter, bey leidlicher Witterung, am Tage die Fenster geöfnet so bekommt es ihnen sehr wohl, ja es ist des öftern Begiessens wegen nöthig, weil die Erde sonst aus Mangel freyer Luft verschimmeln würde. Des Nachts aber müssen sie, wie in allen Gewächßstuben, also auch hier zugemacht werden, weil eine schleunige Veränderung des Wetters, welche nicht allemal voraus gesehen werden kann, sonst leicht, sowohl an diesen Bäumgen, als an andern dabey stehenden Gewächsen, Schaden thun könnte. Zu Ausgang des Aprils oder sicherer erst im May werden diese Pflanzen wieder in die freye Luft gebracht. Wer sich damit heben und tragen will, kann es zwar noch eher thun, sie müssen aber des Nachts, der Fröste wegen wieder in Schuz gebracht werden. Sollen sie aber beständig draussen bleiben, so wage man es vor obbemeldter Zeit nicht.

Diejenigen, welche man in Töpfen behält, müssen einen Stand bekommen, den die Sonne nicht den ganzen Tag bescheinen kan, besonders ist ihnen die von den Fenstern zurückprallende Hitze schädlich, weil die Blüthen dadurch verbrannt werden; auch müssen sie beständig feucht gehalten werden, sonst ist die Hofnung, Früchte von ihnen zu sehen, vergebens. Nicht weniger ist erforderlich, daß man sie alle Frühjahre umsetzt, wozu immer grössere Gefäße zu nehmen sind, welches endlich hölzerne Kästen seyn können. Aller dieser angewandten Mühe ohnerachtet wird man doch finden, daß sie sich in Gefässen doch niemals recht voll hängen.

Weit besser ist es, wenn sie wieder in das freye Land gesetzt werden, so bald keine Fröste mehr zu vermuthen sind. Bey dem Einsetzen kann es nicht schaden, wenn ihnen recht gute Erde gegeben wird, womit man sie umschüttet. Fällt trocke-

nes Wetter ein, so ist es gut, wenn sie wenigstens alle Abend durchdringend begossen werden, so thun sie gewiß das ihrige. Viele behaupten, daß die Coralleunbäume im Schatten stehen müßten, wenn sie tragen sollten. Ich habe aber gefunden, daß sie auch in der vollen Sonne unzählige Früchte getragen haben, wenn es ihnen nur nicht an Nahrung und Feuchtigkeit gefehlt hat. Mit denen, die in Gefäßen stehen, hat es eine ganz andere Bewandniß. Diese werden, wenn sie die Sonne den ganzen Tag bescheint, zu sehr erwärmt, wird nun der Guß nicht gleich, wenn sie ihn bedürfen, gereicht, so müssen die Wurzeln Noth leiden, die überdieß auch in der besten Erde nicht überflüssige Nahrung haben, weil sie das Gefäß zu bald, wegen ihrer Menge, erfüllen, und dieselbe aussaugen.

In den zweyten Sommer erreichen die Pflanzen eine ziemliche Größe; sie

zei-

zeigen auch schon ihre Fruchtbarkeit, doch nicht so häufig, als in den folgenden Jahren. Da die Früchte sich erst spät anhengen, welches zwar einmal eher geschieht als das anderemal, so haben bisweilen nur wenige gegen Michaelis ihre vollkommene Größe erreicht; man hebt sie deswegen nicht gerne zu bald aus, sondern, wenn es die Witterung verstattet, lieber gegen die Hälfte des Octobers; denn weil sie bey dem Ausheben viele Wurzeln verliehren, die theils in der Erde bleiben, theils auch noch müssen weggeschnitten werden, damit sie in den Topf zu bringen sind, und nicht an den Seiten desselben anliegen, so entgehen ihnen im Anfang viele Nahrungssäfte, weswegen die Früchte im Wachsthum zurück gesetzt werden, ob es denen Stämmen selbst gleich nichts schadet.

Bey dem Einsetzen ist nicht nöthig, daß die Erde alle herunter geworfen wird.

Man hebt sie so weit, als nöthig ist, aus, beschneidet den Ballen so viel, daß er sich in das Gefäß schickt, und Platz übrig bleibt, daß man etwas gute Erde hinein bringen, welche nicht in den Topf gedrückt, sondern nur geschüttet wird. Sie wird nicht auf einmal hinein gethan, sondern nach und nach, dazwischen wird einigemal Wasser dazu gegossen, damit sie sich recht an den Ballen anlegt, und keine Höhlen bleiben.

Die Vermehrung der Corallenkirschen durch abgeschnittene Zweige ist sehr leicht. Es ist mir kein einziges Gewächs bekannt, das ihnen in dieser Vermehrungsart etwas zuvor thäte. Es gehört gar keine besondere Zubereitung dazu. Wenn im Frühjahr ein Zweig abgeschnitten und gesteckt wird, so hat man im Herbst ein Bäumgen davon wie aus dem Saamen. Das Stecken der Zweige ist nicht an das Frühjahr gebunden, es geht den

den ganzen Sommer über an. Wenn ich manchmal mitten im Sommer einige von den untersten Aesten abschnitte, um meine Bäume höher zu ziehen, und sie steckte, so waren im Herbst die Pflanzen davon über zehn Zoll lang, ohnerachtet die Zweige kaum halben Fingers lang gewesen waren.

Wer also zu der Zeit, wenn die Früchte nicht reif sind, im Frühling oder Sommer, gern solche Bäumgen haben mögte, und kann nur Zweige kriegen, so ist er seines Wunsches gewährt. Er darf also nicht erst im folgenden Jahr Pflanzen aus dem Saamen erziehen, von denen er ein Jahr später Früchte erhält, als von den im Sommer vorher von den Zweigen gezogenen Pflanzen. Es geschieht bisweilen, daß in einem kalten Winter, wenn ein zu starker Frost in die Gewächsstube eindringt, alle Corallenkirschbäume erfrieren. In diesem Fall darf man nur,

wenn

wenn Früchte daran sind, den Saamen davon säen, dieser leidet von der Kälte keinen Schaden. Ja sollte die Kirsche gleich nur erst angefangen haben sich zu färben, so ist er doch reif, und zu gebrauchen, denn wenn die Früchte in der Kälte sind und nicht völlig freye Luft haben, so werden sie nicht gern roth.

Sollten etwan solche Kirschen im Winter zu Bouquets verlangt werden, und sie wären noch alle grün, dann darf man sie nur acht Tage vorher abschneiden und in eine warme Stube bringen, so kriegen sie eine gelbe Farbe.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dieskau, Christian Johann Friedrich von

Vortheile in der Gärtnerey in vermischten Abhandlungen

Bd.: 1

Coburg (1779)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Ldw 157 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11266392-2
VD18 15532941-001